271

Pelkhoven
P. O. germ.
1051 h

Versuche
in
Dichtkunst und Prose,

von

Joh. Nep. Frhr. v. Pelkhoven.

Zweyte verbesserte Ausgabe.

Straubing 1818.

Bey Christian Schmidt.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Gegenwärtige Sammlung hat ihre Bekanntmachung größtentheils nur der Aufmunterung gütiger Freunde zu verdanken. Der Verfasser fühlt zu sehr, daß er weder auf den Namen eines vorzüglichen Dichters, noch eines tiefsinnigen Philosophen Anspruch machen darf. Sein Verdienst besteht einzig in der unsträflichen Absicht, durch die Anwendung seiner Erholungsstunden in dem Felde der schönen Wissenschaften sich auszuzeichnen. Ob er berufen ist, dem Publikum hiervon Rechenschaft abzulegen, wird das Urtheil über diese Versuche entscheiden.

Um dieses gelinder ausfallen zu machen, ist er genöthiget, zu der vorläufigen Entschuldigung seine Zuflucht zu nehmen, daß die Geringschätzung solcher Beschäftigungen seit geraumer Zeit seinen unüberwindlichen Hang für die schönen Wissenschaften niederdrückte, und daß er gleich einem schüchternen Liebhaber nur in verstohlenen Augenblicken die Umarmungen der Musen genießen konnte, deren Früchte unter solchen Umständen nicht anders als unvollkommen seyn können. Wie glücklich würde er sich schätzen, wenn sie ihm, wo nicht den Beyfall, doch die Nachsicht und Liebe seiner Leser verschaffen könnten!

Poetische Versuche.

Vorerinnerung.

Diese Versuche waren nie für den Druck bestimmt; sie waren nur Ergießungen eines gefühlvollen Herzens, Früchte jener seligen Stunden, wo eine süsse Schwermuth den Jüngling ergreift, und ihn mit Sehnsucht und Liebe für alles Schöne und Gute erfüllt. So warm aber auch das Herz in diesen jugendlichen Entzückungen ist, so ungebildet ist doch meistens noch Kopf und Sprache; und nur privilegierten Geistern gelingt es, ihre erhabenen Gefühle durch übereinstimmende Bilder lebendig darzustellen.

Dieser Gedanke sollte mich billig von der Bekanntmachung dieser Versuche ab-

schrecken; aber vielleicht können sie manchen guten Jüngling, der für Natur, Tugend, und edle Liebe Gefühl hat, ermuntern, Denkmäler seiner seligsten Stunden für die spätern, trocknern Jahre aufzubewahren, und es ist doch ein herzliches Vergnügen, sich bey diesen Denkmälern seiner Gemüthsstimmung erinnern, und sagen zu können: „Ach, dort war ich so gut, empfand so warm, liebte so rein und innig! Zwar sind jene Stunden der Wonne verschwunden; aber wohl mir, daß sie einst für mich da waren, daß ich sie durch lebhaftes Andenken erneuern, und indem ich die schönste Epoche meines Lebens zurück rufe, mein künftiges Bestreben nach Glückseligkeit und Vollkommenheit leichter ordnen kann!„

Der Messias.

Nahe der heiligen Stadt lag jenes geweihte Gefilde,
Wo oft Jesus, Gott in menschliche Bildung gehüllet,
Wandelte, wo er entzückt als Erlöser der Menschheit sich dachte.
Und schon nahte der Tag! er eilt ihm mit Freuden entgegen.
Feyerlich sank der Abend auf die Schöpfung hernieder;
Und nun noch einmal, ach, zum letztenmale besuchte

Jesus, der Freund der Menschen das geliebte Gefilde.
Einsam wandelt sein Fuß, nur Petrus, die Zebedäiden
Folgten ihm nur; der Erlösung Gedanken drängten in Jesu
Sich nun mächtig empor: Myriaden erschaffener Wesen
Zu beglücken; aber durch Blut, durch schmerzlichen Tod zu beglücken,
Dieß, ach drückte Jesum darnieder! Er sinkt auf die Knie,
Bethet; — Gehorsam besieget das Herz des göttlichen Sohnes.
Blut befärbte das Kleid; das Antlitz verhüllte die Erde;
Dennoch ruft er: Vater! nicht mein, dein Willen geschehe! —
Dreymal kämpft er mit tödtender Quaal: dreymal vergebens
Fleht er um Trost die schwachen Jünger; die Liebe siegt dreymal!
Sieh! itzt naht der unselige Jünger; drückt auf des Meisters

Lippe den verrathenden Kuß; — mit sanftem Verweise,
Duldend, mit himmlischer Sanftmuth folgt er gebunden den Feinden.
Und nun stand er vor Kaiphas, in stiller göttlicher Hoheit.
Klagen schallten empor; erkauftes Gezeugniß der Bösen.
Jesus schweigt; — ach, weder Schweigen, noch Worte vermögen
Den Erlöser zu retten: Vergebens spricht er: Ich bin es!
Gotteslästerung ruft der Grimm der heucheln-den Priester.
Und nun schleppten sie triumphirend den lei-denden Mittler
Zu dem schmerzlichsten Spott, zu Marter, und Todesverfolgung.
Düstere Nacht bedeckte den Erdball; bedeckte die Quaalen,
Die im düstern Kerker Jesus Liebe erdul-det. —
Itzt erschien das Ende der schrecklichen Nacht, der Morgen.

Jesus Tod war beschlossen; sie schleppten ihn
zu Pilatus:
Nicht zu fodern das Recht; nein, ihre Rache
zu sichern.
Hier erhub sich die Wuth der Priester zu
tödtlichen Klagen:
Jesus verführe das Volk; empör' es wider
den Kaiser;
Lästere Gott, und nenne sich des Höchsten
Erzeugten. —
Ach, vergebens suchet Pilatus die leidende
Unschuld
Mächtig zu retten; dem Toben des Volkes zu
fröhnen,
Sendet er Jesum zum Preis der Versöhnung,
dem feigen Herodes.
Sieh, der grausame Weichling fodert ein Zei-
chen von Jesu;
Aber er schweigt, der leidende Mittler; im
Kleide des Spottes
Kehret er zu Pilatus zurück; nochmal spricht
er für Jesum;
Ach, vergebens! Denn Barrabas der gräu-
lichste Mörder

Wird zur Entlassung, der Mittler zur Strafe
des Kreuzes gefodert. —
Also die Wuth des Volkes zu stillen, wird
Jesus entblößet;
Werden an die Säule der Quaal die Hände
gebunden. —
Blut strömt über den Leib: es krümmet sich
Jesus vor Leiden! —
Sieh, er sinket dahin; er liegt gefühllos zu
Boden. —
Das war euer Werk, ihr unbarmherzigen
Geißler! —
Ach, sie reißen ihn auf, zu neuen schrecklichen
Quaalen.
Sie verhüllen die Wunden in Purpur; von
Dörnern geflochten,
Ist schon die Schmerzenskrone bereitet; sie drü-
cken sie grausam
Auf das geheiligte Haupt; und Blut verhüllet
das Antlitz. —
In der göttlichen Hand, sieh, wankt das
schmähliche Moosrohr.
Spottend beugt sich ihr Knie, noch tiefer ver-
senket ihr Handstreich

Und das treffende Rohr ins heilige Antlitz die Dörner!
„Seht den elenden Wurm! ach seht, wenn ihr könnet, den Menschen!„
Spricht Pilatus, als aus der Marter er Jesum hervorführt;
Nochmal, zum letztenmale versucht er, die Unschuld zu schützen.
Aber zu klein, der Wuth des Volkes, dem Kaiser zu trotzen,
Sinket des Weichlings Muth, und Jesus ist nun verlassen;
Jesum übergiebt er zum Tode seinen Verfolgern.
Ach, sie reißen ihn fort, zum blutigen Opfer der Rache.
Von dem Purpur entblößt, in seine Kleider gehüllet,
Dörner ums heilige Haupt gewunden, streckt er die Arme
Nach dem belastenden Kreutz, und folget willig zum Tode.
Ganz von Schmerzen gebeugt, das Antlitz zur Erde geheftet,

Schleppt er die drückende Last, und wandelt
die blutige Straße.
Jesum umströmet das Volk, die Leiden des Mannes zu schauen. —
Ach, schon sinkt er darnieder! auf den verwundeten Rücken,
Und das Dornen umwundene Haupt fällt das
Kreutz, er erlieget.
Ach, unmöglich, vergebens strebt Jesus unter
dem Kreuze
Von der Erde empor; mit Simon theilt er
die Bürde. —
Segne, Jesus, den Schmerz, womit Jerusalems Töchter
Deine Leiden beweinen: ja, du segnest ihn
liebvoll!
Die unglücklichen Sprossen, die einst unschuldig der Rache
Unbarmherziges Schicksal trifft, beweinst du
mit ihnen. —
An dem Fuße des Bergs der Quaalen, wanket
nun Jesus;
Sein ersterbendes Aug erhebt er zum Orte
der Marter.

Und das Uebermaaß der schrecklichsten Leiden
dränget
Sich ins erliegende Herz des Erlösers; aber
die Liebe
Stärkt es; er sammelt die letzten Kräfte, die
Stelle des Todes
Zu erreichen. — Sie ist erreicht, es siegte
die Liebe! —
Auf die Erde sinket das Kreuz, entblößet
steht Jesus! —
Sieh, wie er bebt! wie er schaudert! wie die
Glieder erstarren! —
Voll Gehorsam, voll Liebe, fließt er aufs
Kreuz darnieder;
Willig streckt er die wunden Arme, die zit-
ternden Füße
Der Zernichtung dar; mit grausamen Nägeln
durchbohret,
Werden sie an das Kreuz mit tödtenden Schmer-
zen geheftet. —
Jesus, ganz Liebe, schweigt; die Muskeln zu-
cken vor Leiden. —

Ach,

Ach! sie pflanzen das Kreuz in die Erde; zwischen zween Mörder!
In dem Schwalle der Leiden hängt Jesus erhaben am Kreuze. —
Sieh die Wunden, das Blut, das über die Glieder herabströmt,
Ueber die bebenden Glieder, so grausam, so schmerzlich verheeret! —
Sieh das göttliche Haupt, von siegender Sanftmuth verkläret! —
Jesus denkt die Erlösung; voll Duldung harrt er des Todes. —
Aber noch war das Maaß der Leiden nicht voll; mit lästernden Zungen
Wurde das Herz des Meßias verwundet; voll göttlicher Sanftmuth
Litt es Jesus, und bath um Gnade für seine Verfolger. —
Auch ein Genosse des Todes erkühnt sich den Mittler zu lästern;
Jesus schweigt, belohnt den Glauben des strafenden Dismas.

Die ihn den Menschen gebahr, voll göttlicher Schönheit, und Tugend,
Die er so innigst geliebt, Maria stand unter dem Kreuze;
Litt die Leiden des Sohns als Mutter; Jesus empfindet
Ihre Schmerzen, empfiehlt sie mit zärtlichster Sorgfalt dem Jünger,
Der in dem Schoose des göttlichen Freundes beym Mahle gelegen,
Giebt ihr den Jünger zum Sohne; dem Jünger Maria zur Mutter.
Sieh! es naht, die schreckliche Stunde; den Himmel verhüllet
Allmählig Grauen, und Nacht; der Glanz der Erde verschwindet. —
Und der Schrecken des Todes bebet in Jesus Gebeinen.
Mächtig zum Herzen dringt die Fülle der schmerzlichsten Leiden:
Aengstlich, verlassen, fleht er um Hilfe: — die Schöpfung erstarret! —
Itzo saugt er den Eßig von einem Knechte gereichet. —

Sieh! das Ende der Leiden ist da! das Werk der Versöhnung
Ist vollbracht! — Mit sterbender Stimme ruft Jesus: Vater!
Meinen Geist empfehl' ich in deine Hände! — er neigte
Sterbend das sinkende Haupt, und hauchte den göttlichen Geist aus. —
Und die Schöpfung erbebt: die Felsen spalten in Trümmer.
Und der Vorhang des Tempels zerreißt in Mitte. Die Gräber
Oeffnen sich den erstehenden Leibern heiliger Todten.
Furchtbarer Schauder ergreift die Gegenwärtigen; zitternd
Blicken sie auf, und rufen, von heiliger Ahndung erschüttert:
Wahrlich! er ist es, Gottes lebendiger Sohn! der Meßias! —
Und sie sahen erbebend, wessen Herz sie durchbohrten! —
Sieh! nun kamen Joseph, der fromme Arimatheer,

Und der getreue Nikodemus; sie flehten um Jesus
Heiligen Leichnam, und legten ihn mit zärtlicher Sorgfalt
In ein köstliches Grab: — hier herrschte Ruhe der Leiden.
Jesus, meiu Gott, mein Schöpfer, Meßias! — mir bebet die Seele. —
Der du Welten erschufst, unzählig dem sterblichen Sinn, du
Hülltest dich in die Gestalt des sträflich gefallenen Menschen,
Sein undankbar Geschlecht zu retten, und selig zu machen,
Lehrtest uns, glücklich zu seyn; erlittest die schmerzlichsten Quaalen,
Und erkauftest uns mit deinem göttlichen Blute. —
Ach! auch mich hat Jesus erlöset, wie dank' ich, o Mittler,
Deiner unendlichen Liebe, womit du des Wurmes gedacht hast! —
Du erschufst mich: daß unter Myriaden Geschöpfen

Ich auch sey, dieß war dein ewig gepriesener
Rathschluß,
Du erschufst mich; nicht zum todten, zermodernden Steine,
Nicht zur verblühenden Pflanze, nicht zum
vernunftlosen Thiere;
Nein zum Menschen, bestimmt zur ewigen
seligen Dauer. —
Möcht ich erreichen das Ziel, dich Jesus, ewig
zu preisen;
Tief anbethend vor deinem Throne zu liegen;
im Meere
Deiner Liebe zu schweben, von der kein Tod
mich mehr scheidet.

Bey Betrachtung eines Gemähldes, die Krönung Jesu.

Jesus leidet: — Weine, meine Seele; —
Leidet duldend, tiefgebeugt von Schmerzen.
Hüllet Thränen, heiß dem Aug entquellend
Mir den Anblick seiner tiefen Leiden.
Blutend sieht mein Herz die Trauerscene,
Leidet mit der Menschheit beßtem Freunde. —

Ganz Ergebung, duldungsvolle Liebe,
Sitzet Jesus auf der Marterstelle;
Ihn umgiebt mit lautem Hohngelächter
Eine Schaar empfindungsloser Menschen.
Ach, sie starret nicht die Hand, verdorrt nicht,
Die vermessen auf das Haupt des Dulders,
Unbarmherzig die gedornte Krone
Drückt, daß Blut der heil'gen Stirn' entströmet. —

Wo erst Gotteshoheit sichtbar strahlte,
Und der Weisheit Ewigkeit geleuchtet,
Hüllt mit Blut bespritzt, in Todesschatten
Jene Dornenbinde Jesus Stirne!

In die braunen Locken sich verwickelnd
Dringen Stachel in die heil'ge Scheitel,
Graben sich verwundend in die Schläfe,
Zwängen schmerzlich Jesus Haupt zusammen.

Und doch herrschet göttlich hohes Dulden
In den sanften, unentstellten Zügen.
Hin zur Erde senken sich die Blicke,
Sehn nicht rächend auf den Spott der Feinde;
Nur Erbarmung will der Mund erflehen,
Durch die Macht der hohen Leiden offen;
Aber er verstummet, spricht Versöhnung,
Und mitleidig Flehn für seine Quäler. —

Ach, wie schmerzlich sinkt gebeugt der Nacken
Unter der Gewalt, mit der die Krone
Jener Unmensch aufs geweihte Haupt drückt,
Weichend sinkt er zu der Brust hernieder,
Zu dem Sammelplatz der tiefen Leiden,
Wo das Uebermaaß der höchsten Liebe
Ueber die verschwiegnen Schmerzen sieget,
Und den blut'gen Tod, der widerwillig
Ach, ein Herz brach, wie noch keins geschlagen;
Wie sie schwillt, von Heftigkeit der Quaalen!
Wie in jedem Muskel, jeder Nerve

Herrscht des übermächt'gen Schmerzens Aus-
druck!
Aber Jesus will sich nicht befreyen,
Harret willig in der Leiden Fülle. —

Dennoch ist die Rechte fest gebunden
Seitwärts an die Wand mit engen Fesseln;
Ach, sie regt sich nur mit leisem Zucken!
Und die Linke hält des Hohnes Scepter,
Den ein feiger Spötter auf den Knien
In die Bande steckt, die sie umgeben. —

So thront Jesus, als der Schmerzen König,
Als der Freund der Menschen, und Erlöser. —
Hieher will ich fliehn, gedrückt von Leiden,
Hier mein Herz erleichtern, und in Thränen
Den verhaltnen Kummer sanft ergießen: —
Litt nicht mehr, der Beßte aller Menschen?

An W**.

Einer Reise gleicht das Leben,
Tage, die vorüber schweben,
Gleichen Fluten, die entfliehn,
Wenn wir eilig sie durchziehn.

Itzo kriecht an steilen Höhen
Groß und schauricht anzusehen
Unsre Bahn zu Wolken hin,
Die der Alpen Haupt umziehn:

Itzo schleicht im krummen Thale
Sie, verschont vom heißen Strale
Dem bestimmten Ziel der Ruh'
An dem stillen Bache zu;

Bis die holden Friedensscenen
Sich des Blickes müdem Sehnen
Oefnen, und ihr Vaterland
Die geprüfte Seele fand.

Theure, du auch wirst einst kommen
In das Vaterlaud der Frommen:
Zieh nur, edle Pilgerinn
Muthig durch das Leben hin.

An den Mond.

Der du in mein Zimmer
Hoch vom Himmel blinkst,
Und mit trautem Schimmer
Meinem Herzen winkst,

Lieber Mond, dir tönen
Seine Saiten zu,
Feyerliches Sehnen,
Stille, süsse Ruh.

Du verwandelst Leiden,
Das am Tag uns quält,
In die sanften Freuden,
Mit dem Schmerz vermählt,

Wenn in milden Zähren
Schwermuth sich ergießt,
Die geheim zu nähren,
Trost und Heilung ist.

Geuß heut süsse Freude
In der Edlen Herz;
Hüll' im lichten Kleide
Jeden regen Schmerz.

Ruh' und Engels Friede
Ström in ihr Gemüth;
Und zum frommen Liede
Stimmen Sphähren mit.

Hypochondrie, ein Fragment.

Warum traurig, meine Seele,
Bange hier, in öder Zelle,
Warum muthlos und verzagt?
Warum fühlst du nicht dein Glücke,
Senkest düster deine Blicke,
Und das Aug, das weinend klagt?

Sieh, von allem Trost verlassen
Seufzt mein armes Herz, die blassen,
Welken Wangen härmen sich:
Alle Saiten sind verstimmet,
Und der Himmel scheint ergrimmet,
Alle Harmonie entwich.

Könnt ich nur mich ruhig weinen,
Flössen meiner Seele Peinen
In erwünschten Thränen hin:
Aber mein gepreßter Busen
Seufzt nur ängstlich; keine Musen
Kein Vergnügen reizet ihn. —

An die Vögel im Käfiche beym Abendfutter.

Kommt, ihr lieben kleinen Sänger,
Zu dem frohen Abendmahl,
Kommt, und lehrt den Grillenfänger,
Freude wohne überall.

Kommt, im See euch abzukühlen,
Der im Schälchen fluthend wallt,
Und im Sonnenschein zu spielen,
Der mit milder Wärme stralt.

Pickt am grünen Leckerbissen,
Den euch frischer Rasen beut;
Sang, und Spiel, und Tanz versüssen,
Euer Fest der Fröhlichkeit.

Thierchen! so in Einfalt, Liebe
Lebt ihr eure Tage hin,
Kennet keine andern Triebe,
Als die euch zur Freude ziehn.

Möcht auch ich in süssem Frieden
So mich meines Lebens freun,
Und es fühlen, daß hienieden
Wir zum Glück erschaffen seyn! —

Pro=

Prolog in ein Stambuch.

Ihr Edlen, die ihr hier in ausgewählten
Stellen
Von euerm Herzen mir den treuen Ab=
druck schenkt,
Nicht Zeit, nicht Ferne trennt das Band ver=
einter Seelen,
Bis sie ins stille Grab des Himmels Wille
senkt.
Des Freundes Bild versüßt das Loos, das
uns hier scheidet,
Gießt Trost ins öde Herz, erhöht des
Lebens Werth;
Und wenn um's Wiedersehn das Schicksal uns
beneidet,
Bleibt jener theure Rest in uns noch un=
versehrt.
So gönnet Freund', und Freundinnen, mir
das Vergnügen,
Doch euern Namen hier in diesem Buch
zu sehn:

Ins Herz geschrieben wird er Zeit und Grab
besiegen. —
Denkt auch an mich, und fühlt das höch-
ste Wohlergehn.

Bey

Bey der Wiederkunft des Frühlings.

Sing, mein dankerfüllt Gemüth,
Gott dem Herrn ein Freudenlied,
Weil er Anmuth, Pracht, und Fülle
Auf die Erde niederströmt,
Und der Frühling wiederkömmt
In dem Kleid der Blumenhülle.

Sieh! der Erde Gürtel löst
Milder, düftevoller West,
Und aus ihrem Mutterschooße
Sproßt der Segen der Natur;
Keimt das Veilchen auf der Flur;
In dem Beet die süsse Rose.

Alles jauchzet rund um mich,
Lobt, allgüt'gen Vater, dich!
Preis rauscht dir die hohe Förche,
Blöckt die Heerd im fetten Thal,
Schlägt im Busch die Nachtigall',
Wirbelt steigend dir die Lerche.

Gott, wie dank ich würdig dir!
Deine Huld ist's, daß ich hier
In dem grünen, stillen Haine
Nicht von Gram, und Noth gedrückt,
Nein, zu sehr von dir beglückt,
Thränen stummer Wollust weine. —

An P. zum neuen Jahre.

Nicht mehr zum neuen Jahre,
O Freund, wünsch ich dir Glück;
Dieß ist schon weit zurück,
Und solche Wünsche sind verlegne Waare.
Nein, für den Mißbrauch deiner Güte
Dich um Verzeihung anzuflehn,
Dieß ist der Vorwurf meiner Bitte:
Denn sonst getrau' ich mich, dich anzusehn,
Nicht weiter vor Beschämung. —
So miß denn meine Trägheit nur der Lähmung
Der Seele zu, die mich seit einiger Zeit befiel,
Und jenen Muth, und jenes heitere Gefühl,
In dem die Muse sich gefällt,
In mir ganz niederbeugt,
Und jede Lust vergällt.
Denn traun, auch dieses Jahr hat sich nicht sehr geneigt
Bey seinem Eintritt mir gezeigt. —

Doch nein! wer einen Freund, wie dich verehrt,
Der soll sich nicht unglücklich nennen,
Und wäre nicht des Unglücks werth,
Nicht werth, das Gute zu erkennen,
Das selbst im Uebel liegt,
Und jeden harten Strauß noch überwiegt. —
Doch warum das von mir
Dem Schüler, dir, erfahrnem Kämpfer dir,
Der du weit mehr gelitten,
Mit Neid, Verfolgung, Fürstenhaß,
Mit giftiger Cabale, die ihr volles Maaß,
Freund, über dich ergoß, gestritten? —
Nein, nur weil sich Unglückliche so gerne finden,
Und festere Bande sie, als die des Wohlstands binden,
Erwähnt' ich einiger Tropfen Bitterkeit,
In meinen Kelch gemengt, und nur von kurzer Dauer;
Weil man mit frohem Schauer
Zurück auf überstandne Leiden blickt,
Die Gott, als Quelle neuer Seligkeit
Wohlthätig uns geschickt;
Weil Dir, o theuerer Freund,
Des Glückes Morgenröthe

Doch endlich aufzudämmern scheint.
Denn gäbst du wohl für eine Krone
Die Freude, deine Kinder itzt in deiner Hand zu sehn,
Ihr Daseyn ihnen werth, itzt erst ihr Leben schön
Zu machen, und die Welt,
Die nur dem Thoren nicht gefällt,
Für sie zum Aufenthalt der Wonne
Durch Geistesbildung umzuschaffen?

O Freund, darf ich dir prophezey'n, —
Und dieß soll ja der Dichter Gabe seyn —
So läufst du bald in den gewünschten Haven
Der Ruhe, und des Glückes ein.
Wie Blumen, die das Aug entzücken,
Und Wohlgeruch um sich her streu'n,
So werden deine Kinder auch im Garten Gottes blühen,
Mit Balsamduft dein Haupt umziehen,
Durch Segen, Dank, das Vaterherz beglücken.
Dieß ists, was Dir von mir, von allen deinen Freunden,

Nicht nur zum neuen Jahr, nein stäts gewunschen ward:
Dieß jener Trost, der deinen Feinden
Und deinem Unglück trotz, noch sicher auf dich harrt.

Am Geburtstage meines Vaters.

Er kehrt zurück, der schönste meiner Tage,
Der mir den besten Vater gab;
Weg Grillen, weg! und sink, o bange Klage,
In der Vergessung Grab!

Ists möglich, daß ein Aug oft Thränen trüben,
Aus dem nur Freude blicken soll?
Ja, Thränen frommer Bitte für des lieben,
Des guten Vaters Wohl!

Wenn deiner Kinder Mund dir Wünsche stammelt,
Und Wehmuth unser Aug umhüllt,
Und eine Zähre sich, zu sagen, sammelt,
Was unsre Seele fühlt:

So sey Dir dieß der Ausdruck unsrer Herzen,
Von deinem Werthe tief gerührt;
Sie bringen Gott zum Opfer diese Herzen,
Der dein Belohner wird.

Bey dem Tode meines Oheims.

Schön ist der Abend; Feyer und Stille fließt
Vom milden Himmel auf die sanft dämmernden
Gefilde; Ruh', und Schweigen thauet
Schlummernde Erde, auf dich hernieder!

So mild ist alles! — fließ ich in Thränen hin
Der sanften Wehmuth, schwebet im leiseren
Geflüster kühler Abendwinde
Durch die geweihte Natur, die Seele.

Der Fromme ruhet, schlummert in Frieden nun:
Nichts stört die Stille, die ihn im Grabe deckt.
Kein Kummer mischt sich mehr ins Lüftchen,
Welches die Blumen des Grabes wieget.

Geweint sind alle Thränen, von Gott bestimmt;
Der Kindheit Spiele, Freuden des Jünglinges
Und Mannes, flohn wie eitler Schatten,
Von der Vergessenheit Strom verschlun-
gen.

Wo sind die grossen Thaten, im Heiligthum
Der edlen Seele, einsam und still gewirkt;
Wo jede selige Empfindung,
Welche das schuldlose Herz belohnte?

Sie deckt die Erde! — Dennoch entkeimen sie
In Glück und Rettung, der sich die Armen freu'n,
Die Er in Schutz nahm, blüh'n als Denkmal,
Dankbarer Thränen der Edlen würdig.

Sie fließen segnend in das geweihte Grab,
Der Edlen Thränen, klagen des Frommen Fall:
Der Edelmann und Bürger weinet
In des mittrauernden Landmanns Zähren.

Die fromme Wittwe denkt nur den Gatten noch,
Den sie verloren; Bruder und Schwester weint
Dem guten treugeliebten Bruder
Thränen der frommen Geschwisterliebe.

In ihre Thränen misch' ich die meinen auch;
Er war mir Vater, liebte mit Zärtlichkeit
Den Knaben, war mein Freund, mein guter
Oheim; ihr Thränen, o sprecht statt meiner!

Und sieh, schon welken Blumen aufs Grab ge-
streut,

Und theilen freundlich schon der Verwesung
Loos. —
Und so entschlummern sie nun alle
Meines Geschlechtes, in stillem Frieden.

Auch ich empfinde nahen dich, Sterblichkeit;
In die Geschäfte schleichst du allmählig dich:
Schon lächelt seltner mir die Freude,
Lächeln mir süsser das Grab, der Himmel!

Mein Freund im Himmel, sey es dem Jünglinge
Der hier noch wallet; flüstre den dumpfen Schall
Des Grabes stets mir zu, versüßt mit
Trost und Gefühlen des bessern Lebens.

An einen Freund beym Abschiede.

Ach, sie flossen dahin, die süssen Stunden der Freundschaft,
Und die Stunden der Lust, die wir genossen mit dir!
Trauernd seh ich zurück, versink' in klagende Schwermuth;
Wein, o Edler, dir nach, daß du so eilig entfliehst. —
So verschwindet denn alles, was einst so freudig mich rührte,
Was dem reinsten Genuß immer dem Herzen verschaft?
O ihr vertraulichen Gänge, ihr unbeschränkten Gespräche,
Euer Bild nur noch, zittert vorm thränenden Aug!
Selig Andenken der Freundschaft, heilig bist du mir ewig,
Süsser Trost, wann oft bittere Schwermuth mich quält;

Dieß nur bleibt mir zurück: dieß stille die zärtliche Sehnsucht, —
Welche dir nachweint, o Freund, wie Gott mir keinen noch gab!
Ach, dich lieb' ich zu sehr; geh, reiß dich aus unsrer Umarmung
Los, um glücklich zu seyn, glücklich zu machen die Braut,
Die schon mit zärtlicher Sehnsucht, deiner harret, und alle,
Die auf dich hoffen; dein Grab spät noch mit Blumen bestreu'n. —
Ach, schon eilst du dahin, und Thränen entsteigen dem Auge:
Den ich so innig geliebt, wird er auch denken an mich?
Freund! dir weiht' ich mein Herz: versag mir das deine nicht wieder!
Heilig wird es mir seyn, ewig, und zärtlich geliebt. —
Schon verhüllen dich mir dem Aug' entrollende Thränen:
Ach! wir scheiden, — leb wohl! — schützend geleite dich Gott!

Die Zukunft.

Des Abends Stille, wonnichte Dämmerung
Sank von dem Himmel auf die entschlummernde
Gefilde der Natur hernieder,
Die noch mit feyernder Schönheit prangte.

In süsse Träume, hohe Empfindungen
Gewiegt, erhuben fühlende Seelen
Sich über dieser Erde Sphären,
Sah'n im Lichte die Welt, die Zukunft.

Des Herzens Saiten tönten harmonischer;
Des Geistes Sehnen zitterten mächtiger;
Ich sah mit Beben durch die Hülle
Menschlichen Schicksals ein künftig Leben.

In Engelshoheit sah ich die Edelsten
Der Erdensöhne; in der Unsterblichkeit
Gewande sah ich sie siegprangend.
Gottheit verklärte ihr stralend Antlitz.

Der Seelen Hülle, die sie mit Finsterniß
Umschloß, und ihrer Göttlichkeit Kräfte band,

Vermoderte im Schooß der Erde:
Oder war's neue Zusammensetzung? —

Die eh' am Pfluge Schwülen zum Lohn gewann,
Die Hand des Edlen, die eh' in Runzeln schwand,
Verbreitete nun Wohlgerüche,
Führte den Scepter der Gotteshoheit.

Der Tugend Thränen über Unmenschlichkeit,
Geweint im Stillen, prangten im Diadem
Der Seligen, gleich hellen Perlen:
Gottheit bekrönte der Tugend Leiden.

Ich sah die Edlen, welche mit blutendem,
Zerrißnem Herzen über die ewigen
Verwirrungen der Erde seufzten,
Welchen nur bessere Zukunft Trost war.

Sie sahen Wahrheit, unter das Joch gebeugt
Von trägen Thoren, sahen der Unschuld Harm,
Gedrückt vom Laster; sahn, wie Menschen
Menschen bekränkten, aus Wahn und
Bosheit.

Doch ihnen nahte Gottes versprochnes Reich;
Er stillte ihren Durst nach Gerechtigkeit:

Entwickelt ist der Thaten Chaos;
Wahrheit und seliger Friede blühet!

Der Freundschaft Wonne krönet das treue Band,
Das einst die Edlen hier schon vereinigte:
Das Band der Harmonie und Liebe;
Heilig und ewig ist ihre Liebe!

Sieh, keine Thräne netzte die Wange mehr,
Die hier, o Theurer! oft dir vom Auge floß;
Du fühltest Wonne nur, und Liebe,
Und dein empfindendes Herz war glücklich.

Von heißem Drange glühte die Wange mir,
Entstürzte meinem Auge der Thränen Strom;
Daß ich nicht dieser Erd' entschwungen
Lebte frohlockend das beßre Leben.

Nach Dir, o Edler, streckt' ich die Arme aus,
Dich zu umfangen, glücklich mit Dir zu seyn,
Und mit den Millionen Menschen,
Die nun in seligem Frieden lebten.

Zum dunklen Himmel blickt' ich mit Wehmuth hin,
Und dann zur Erde, wo ich umgeben mich
Von Menschen, meinen Brüdern fühlte;
Liebe, gegraben ins Herz, erwachte!

Laß, Freund, uns wandeln liebvoll des Lebens
Pfad;
Gott gebe Tugend uns zur Begleiterinn,
Daß wir einst unsre Brüder, Gottes
Kinder, mit Jubel und Dank umfangen.

Glücks-

Glückwunsch zum Namensfeste.

Verzeihen Sie, o beßte Tante,
Daß ich, der weiland Abgesandte
Von und zum Helikon, so spät
Das Gratulationspaquet
Der Musen überbringe.
Mein Pegasus, die Mähre, will,
Wenn ich mich itzo auf ihn schwinge,
Sogar nicht fort, und steht
Mit jedem Augenblicke still,
Und achtet weder Schlag noch Bitten,
Seit dem ich ihn im Land der Feen
Halb krumm und lahm geritten.
Nun konnt' er nicht mehr fürbaß gehen.
Was war nunmehr zu thun?
Ich schlich — der Vorwitz ließ mich doch nicht ruh'n —
Den Styl der Curia zu meinem Stabe
In müder Hand, zum Sitz der Musen hin.

Vielleicht, obschon ich nur ein Stümper bin,
Verleihen sie, gerührt von meiner Noth,
Mir eine kleine Gabe.
Doch ach, ich fand, o Schand und Spott!
Nur Blumen hingestreut, kein Verschen war darunter:
Die losen Mädchen die, sie machens immer bunter!
Und da beschloß ich gleich, aus meinem eignen Garten
Mit Noten aufzuwarten. —
Perpetuellen fand ich, Veilchen, Nelken,
Vergiß mein nicht, die nimmer welken.
Gesundheit, frohe Tage,
Entfernt von Gram und jeder Plage,
Das deuten, dünkt mich, die Perpetuellen.
Das süsse Veilchen ist ein Bild
Der sel'gen Ruh und Heiterkeit,
Die stets ein edles Herz erfüllt,
Der Reichthum sanfter Seelen.
Uud wie die Nelke Balsamduft um sich her streut,
So streut auch das Verdienst nur Wohlgeruch umher;

Und wandelt es auch unter uns nicht mehr,
So lebt es doch im süssen Angedenken,
Das Lieb und Dankbarkeit ihm schenken:
Und dieß ist das nie welkende Vergiß mein nicht. —

So nehmen Sie, o Beßte, hier den Bericht,
Den ich hier geben kann,
Als Wunsch zugleich, und Prophezeyung an.
Zwar Bothen darf man nicht sehr trauen,
Doch die neun Musen, meine Frauen,
Die werden sie gewiß erfüllen,
Und so die frommen Wünsche stillen,
Die treue Freunde zu dem Himmel schicken,
Sie, beste Tante, zu beglücken.

Empfindungen bey Betrachtung einer Rose.

Dich nur lieb ich, o himmlische Rose! dir nur geheiligt
Ist mein Herz. Dir bebt es in süsser Entzückung entgegen.
Dir enthüllt es sich nur; zerfließt in sanfter Ergebung!
Dir ist meine Seele vertraut, mit zärtlichster Treue;
Fühlet bey dir, in dir sich innig zufrieden, und selig!
Du mit reizendster Anmuth, mit hoher Schönheit geschmücket:
Du umfassest dieß Herz mit einem himmlischen Reitze! —
Bist auch du mir vertraut? bist du ergeben dem Herzen,
Das so innig, und zärtlich dich liebt? — Ja, reizendste Schöne!

Du, du bist mir vertraut; du sinkest mit sanftem Erbeben
Mir entgegen; lächelst mir Freundschaft, und Liebe; enthüllst mir
Deine himmlische Anmuth in seligem, stillem Vertrauen. —
Eine Thräne trauriger Ahndung benetzet die Wangen:
Wie ein Flor, umhüllet Blässe die blühenden Reize;
Nicht mehr mit siegendem Schmuck; mit stiller verborgener Anmuth
Wirst du allmählig bekleidet; es sinkt dein blühendes Haupt hin;
Sanft erblassend, mit seliger, stiller Anmuth entzückend.
Nicht im Gefühle zerstörenden Schmerzens: mit wonnichtem Lächeln,
Harrst du, o theure Freundinn! deinem Verblühen entgegen! —
Sieh! ich weine dir nach; ich weine Thränen des Kummers
Auf die schweigende Stätte deines sanften Verblühens. —

Meinem Herzen ist die Vertraute geraubet, die Schöne,
Die so himmlisch Entzückende! — Sieh! es hüllt sich in Wehmuth,
Oeffnet sich nicht mehr, bis es wieder die Freundinn gefunden.

So, so lieb ich dich, göttliche Seele, in menschlicher Hülle,
Wenn dich der Himmel mir schenket; so harr' ich deiner auf Erde,
Bis der Ewigkeit Band an dich untrennbar mich fesselt.

En=

Engelhofs Friederike.*

Heiter stralet der Mond auf schweigende Felder hernieder,
Milder Schimmer und Ruh' hüllet die Gegenden ein.
So herrscht Stille, Frieden im schuldlosen Herzen des Jünglings,
Nur vom leiseren Weh'n rührender Lüftchen bewegt. —
Blühend war ich, gefühlvoll, wie neugeschaffen in Eden,
Und mit entzückender Pracht lächelte mir die Natur;
Da erschien mir das Bild, das alle Schönheit umfaßte,
Und mit höherer Macht mir in die Seele sich grub.

---

* Wem wird die Geschichte des guten Jünglinges Engelhof, von Hrn. Westenrieder, unbekannt seyn?

Sieh! im weißen Gewand', im blendenden Kleide der Unschuld,
Und die keusche Brust sittsam mit Rosen geschmückt,
Gieng sie einher, ein Engel im Staube, voll himmlischer Reitze,
Eine Blume, werth, schöner im Eden zu blüh'n:
O ihr schattenreichen Alleen, ihr einsamen Lauben,
Wo sie vom Lärmen entfernt, und in sich selber gehüllt,
Gieng, und weilte, vom Geiste der süssen Schwermuth zu sanften
Thränen erweicht; — sie sog dankbar das Blümchen in sich —
Seyd mir gesegnet! euch wählte die Beste ihres Geschlechtes,
Euch ihr fühlendes Herz, und ihr Geschick zu vertrau'n. —
Flieht einst in euere Schatten eine der edleren Seelen,
Dann haucht leises Weh'n Ahndung in's bebende Herz. —

Aber der Guten schwebte das Bild des Theuern
vor Augen,
Der sie glücklich zu seyn, edler zu fühlen
gelehrt.
Ihre Seele schlang sich um ihn, entzückt durch
die Wonne,
Ewig mit ihm vereint, von ihm geliebet
zu seyn.
Ach, ihr war noch ihr Loos, das Schicksal
des Dankbargeliebten,
Ihres Freundes verhüllt, selbst durch die
Tugend verhängt. —
So erblickt ich die Schöne, voll himmlischer
Zärtlichkeit, Liebe,
Und ich weinte mit ihr, theilte den Kum-
mer mit ihr,
Wünschte mit ihr die Pfade des Lebens un-
trennbar zu wandeln,
Mit ihr vereint zu seyn, ewig mich ihrer
zu freuen.
Aber ich schätzte mich nicht der hohen Selig-
keit würdig,
Nur der leisere Wunsch grub sich ins seh-
nende Herz.

Trostlos weint' ich, kein Gut der Erde war
mir erwünschbar:
Sie nur, oder kein Glück lächelte jemals
mir hier.
Thränen im Aug' erhub ich's zum Himmel,
und bath um die Edle,
Wär ich ihrer einst werth, litt es mein
künftig Geschick.
Und ich weinte schon itzt die seligsten Zähren
der Freude,
Dacht ich das himmlische Glück, mit ihr
verbunden zu seyn.
Schon durchwallt ich mit ihr die segenträch-
tigen Felder,
Hand geschlungen in Hand pries ich den
Schöpfer mit ihr,
Fühlte mit ihr des Morgens Pracht, die Feyer
des Abends,
Und die Schönheit der Nacht lieblich von
Sternen erhellt;
Horchte dem plätschernden Bach, der Nachti-
gall schmelzendem Liede;
Inniger fühlt ich mein Glück, weinte vor
Wonne mit ihr,

Fromme Kinder, der Segen der Gegend, die
wir beglückten,
Liebe auf Tugend gebaut, machte zum
Himmel die Welt. —
Ach so träumt ich entzückt, und suchte Trost
beym Erwachen:
Würdig der Besten zu seyn, dieß nur ge-
währte mir Trost.

An ein bethendes Mädchen.

In stille Andacht goß sich die Seele hin
In Gottes Tempel, fühlte ihr Nichts, gebeugt
Vor dem Allmächtigen, und mischte
Jubel und Dank in der Engel Chöre.

Ein Mädchen kniete vor dem Altare auch,
Entzückt von süsser Andacht, und Wonneglut;
Ein Engel war es in dem Kleide
Irrdischer Sterblichkeit eingehüllet.

Von leisem Beben wallte mein Herz empor;
Der Andacht Wonne fühlt' ich itzt süsser nur:
Ein stiller Zug band meine Seele
An des entzückenden Mädchens ihre.

War's gleiche Stimmung, die sie mit sanfter Macht
Bewog, mir einen sprechenden Blick zu weih'n?
War's Liebe, die mit sittsam schöner
Röthe die Lilienwangen malte?

War's Lohn der Liebe, dann o mich Glücklichen! —
Ach Glück des Traumes, das uns nie lächeln wird!
Nie wird mein Mund ihr Liebe stammeln;
Nie wird Sie Zärtlichkeit mir geloben.

So laß im Stillen, Engel, mich lieben dich;
Der Liebe Thränen schenke nur eine mir,
Die zärtlich unser Schicksal klaget;
Bis sie ein besseres Leben trocknet.

Danklied.

Hinauf, hinauf, ihr Saiten meiner Seele,
Hinauf zum hohen Jubelton!
Hinunter in des tiefsten Abgrunds Höhle,
Trübsel'ger Gram, dir sprech ich Hohn!

Zum Himmel auf, zu hohen Sternen schwinge
Dich freudig, o mein Herz empor!
Schweb' hoch in überirdischen Sphären, singe
In ihrer Harmonien Chor.

Du lebst, mein Geist, aus Myriaden Wesen
Gewählet zur Unsterblichkeit,
Und reifest, von dem Herrn der Welt erlesen,
Zu reiner Engel Seligkeit.

Gedanke, wer vermag dich auszudenken?
O Gott, voll Liebe, Weisheit, Macht,
Du wirst mit Vaterhuld mein Schicksal lenken
Durch dieses Lebens tiefe Nacht! —

Ich fühl, o Herr, den Vorschmack jener Freuden
Auf deiner Gotteserde schon.
Voll Schönheit lacht sie mir; die kurzen Leiden
Krönt unermeßner Wonne Lohn.

Wohl mir, daß ich mit wollusttrunknen Blicken
Des Morgens hohe Pracht geseh'n,
Mit süsser Wehmuth heiligem Entzücken
Gefühlt des Abends leises Weh'n;

Gefühlt der Frühlings Nächte sanftes Thauen
Auf die neu werdende Natur,
Gesehn den Mond mit holdem Lichte schauen
Auf's stille Feld, und Wald und Flur.

Ich lernte dich, o Gott, frühzeitig kennen,
Von deinen Werken tief entzückt:
Ich folge deiner Spur; o priesen Thränen
Den würdig, der mich so beglückt!

Er gab zu fühlen mir der Tugend Freuden,
Entriß dem Lärm des Jünglings Herz;
Er trocknete die Zähren meiner Leiden,
In Trost zerfloß der Seele Schmerz.

Er gab mir Freunde, die mich nicht verkannten,
Die mich mit Zärtlichkeit geliebt,

Die fühllos nicht ihr Auge von mir wandten,
Wenn mein's geweint, von Gram betrübt;

Die meinen Pfad mit Blumen überstreuen,
Die mich des schönern Lebens Glück
Empfinden machen, zärtlich sich erfreuen,
Mir zu versüssen mein Geschick:

Es gab den heut'gen Tag, an dem ich wieder
Die edlen Freundinnen geseh'n,
Die stets mein Herz verehrt, die fromm und bieder
Durch Tugend ihren Reitz erhöh'n.

Er gab den heut'gen Tag, voll süsser Wonne,
Die sanft sich in mein Herz ergoß,
In hohen Harmonien, mit jedem Tone,
Der rührend in die Seele floß.

Ihr Edlen, die ich wie die Unschuld liebe,
Erblick' ich sie im Himmelslicht,
O sagt, ob meinem reinen Triebe
Nicht euers Herzens Ton entspricht? —

Das Mädchen auf dem Lande.

Einsame Flur, ihr still umwölkten Felder,
Wie reizend seyd ihr mir!
Du sanfter Bach, ihr schattenreichen Wälder,
Wie schön entzücket ihr!
Ihr Vögel, eure süssen Lieder tönen,
Vergnügen in die Brust.
O Nachtigall, dir horch' ich oft mit Thränen,
Geweint aus sanfter Lust!

Im stillen Reize blüh'n um mich her Blumen
Und hauchen Balsamduft:
Ihn saugen Bienen, die hier summen
In weit belebter Luft.
Voll hoher Schönheit pranget hier die Erde
In Feld und Wald und Flur:
Voll Pracht umgiebt die väterlichen Herde
Der Reichthum der Natur.

*

Auch ich bin glücklich; denn gesund Geblüte
Durchströmet frey mein Herz;
Und keine Sorgen quälen mein Gemüthe:
Mein Leben scheint nur Scherz.
Doch wer sieht mich in jenen bangen Stunden,
Wo einsam niederquillt
Die heiße Thräne, wo mein Glück verschwunden,
Und Schwermuth mich umhüllt?

*

Dann blick' ich starr in einen düstern Winkel,
Mir selber nicht bewußt;
Ich schelt' auf blinden Wahn, und Eigendünkel,
Ermuntere mich zur Lust:
Umsonst! ich finde nur in milden Zähren
Erquickung für mein Herz.
Nichts kann dann, mir Verlaßnen, Trost gewähren,
Als ungehemmter Schmerz.

*

Wenn ich, so einsam, so gerührt, betrachte
Die Schönheit der Natur,
Und fühle den, der sie so göttlich machte,
Und folge seiner Spur:

O edler Mann, mit gleichgestimmter Seele,
Ach sähst du dann mich hier,
Mit Glut umfiengst du mich, und sprächst: ich wähle
Kein Mädchen ausser dir! —

*

Flieh süsser Traum, du nährst nur eitle Freuden;
Mein eingebildet Glück
Entflieht mit dir; dann kehren meine Leiden
Nur heftiger zurück.
Allein glänzt mir der Morgen, strömet Stille
Der Abend in mein Herz;
Allein in mondbeglänzter Laube hülle
Ich mich in meinen Schmerz.

*

Im Garten blüht, an abgelegner Stelle
Ein Röschen schön, und zart,
Enthüllt süßduftend, seiner Reize Völle
Für den, dem's schmachtend harrt.
Vergebens, ach! in unbekanntem Werthe
Blüht hier die Schöne, winkt,
Bis welk und blaß, das letzte Blatt zur Erde
Im Wirbel niedersinkt.

Führt dann ein Ungefähr ein Herz vorüber,
Das sympathetisch fühlt,
Ach, es verweilt gerührt, das Aug' wird trüber,
Von einer Thrän' umhüllt.
Sie fließt der Schönen, die hier starb, zur Ehre,
Und klagt Hinfälligkeit:
Sie klagt auch mich: — ihr folg' noch eine Zähre,
Mir Leidenden geweiht! —

Bey der Abreise der Frau Gräfinn von L.

An dem trauervollen Tage,
Der dich unsrer Stadt entreißt,
Wo der regen Sehnsucht Klage
Aus ergebnen Herzen fleußt,

Wag auch ich's, mich anzuschließen,
Dir, mein letztes Lebewohl
Zuzurufen: Thränen fliessen,
Danken, flehen für dein Wohl.

Danken für der Freundschaft Fülle,
Mir so huldvoll zugedacht,
Eh' im Herzen noch der stille,
Leise Wunsch war aufgewacht:

Ach, daß die mein Herz erkännte,
Der's voll tiefer Ehrfurcht schlägt,
Kein Geschick von der mich trennte,
Die auch Güte für mich hegt.

Doch wer kann es mir versagen,
Deines Wohlseyns mich zu freu'n?
Fern will ich, in späten Tagen
Deiner Huld stets würdig seyn.

Leb, o theuerste Elise,
Leb stets glücklich und vergnügt,
Gott erschaff' zum Paradiese
Jeden Ort, durch dich beglückt!

An Lotte.

Wirst du mich nicht in diesem Jahre,
O Theuerste, zum Traualtare
Begleiten, o so bleib doch mein!
Gedenk', daß du mir neues Leben
Nach manchem schweren Kampf gegeben;
Gott war, wird unser Führer seyn.

Denk', wie so manche bittre Stunden,
Mir, fühl' ich mich an dich gebunden
Dieß liebe, holde Band versüßt.
Zwar hab' ich nichts, das ich dir weihe,
O Freundinn, als ein Herz voll Treue,
Das unbeschränkt dein eigen ist:

Doch denk', daß, die von Liebe sprechen,
Oft bald die heil'gen Schwüre brechen,
Auf flüchtigen Genuß bedacht;

Daß, säh ich mich von dir vergessen,
Nichts könnte meinen Schmerzen messen;
Glück, Unglück ist in deiner Macht.

*

Nichts, Lotte, soll mich von dir trennen;
Auch ich will zärtlich deine Thränen
Dir trocknen, treu im Unglück dir:
Will meine Freuden mit dir theilen,
Dein Glück wird meine Wunden heilen;
Das Bittre laß der Himmel mir!

An Lotte,

bey Uebersendung eines gemalten Herzens.

Dieses Herz sey dir ein Bild
Alles dessen, was dein Freund,
Dein Verehrer für dich fühlt,
Der von dir getrennet weint.

Zwar dieß Herz ist von Papier;
Doch so rein, so zärtlich schlägt
Meines, liebste Freundinn dir,
Bis man es zum Grabe trägt.

Bänder, roth und blau und grün,
Und der Rose Incarnat
Dieß papierne Herz umziehn,
Das sonst keine Zierde hat:

Deine Reize schlingen sich
So um deines Freundes Herz:
Schmucklos ist es ohne dich,
Wie die Erd' im rauhen März.

Seelenstärke, Frömmigkeit,
Unschuld und Natur entzückt,
Und der Liebe Zärtlichkeit,
Den, den deine Huld beglückt.

Nähr' ein Tröpfchen deiner Huld,
Liebste Lotte, stets für mich:
Ewig schlägt für diese Schuld
Deines Freundes Herz für dich.

An Lotte.

An deinem theuern Namensfeste
Ergießt mein treues Herz, o Beßte,
Sich für dein Wohl in heißes Fleh'n.
Dein Namen, für mich welche Wonne!
Mein liebstes Mädchen, meine Krone,
Dir müß es ewig wohl ergehn!

Zwar wölken manche trüben Tage
Sich itzt um dich; in Sorg und Klage
Verhüllt sich dein bethränter Blick.
Doch Gott ist ja dein Freund, weil Tugend
Und Unschuld schmücken deine Jugend:
Sein Beyfall ist das größte Glück.

O kann des Freundes Hand die Mühe
Des Lebens dir erleichtern, siehe,
Dein Freund läßt nimmer mehr von dir,
Will mit dir alle Bitterkeiten
Des Lebens theilen, dich begleiten
Bis an das Grab, vereint mit dir.

Und trennt schon itzt mit tiefen Schmerzen
Das Schicksal unsre treuen Herzen,
So wird's doch ewig nicht so seyn.
Einst werd' ich doch mit tausend Küssen
Entzückt dich in die Arme schließen,
Ich dein, und mein du ewig seyn.

Grab-

Grabschrift
auf eine junge Wöchnerinn.

Kaum nach einem kurzen Jahre
Ehlicher Glückseligkeit
Lag sie, ach in dumpfer Bahre,
Hingerafft zur Ewigkeit.

Trostlos weint um sie ihr Gatte;
Unermeßlich war ihr Schmerz;
Denn nichts Theurers als Ihn hatte
Ihr ihm ganz geweihtes Herz:

Und ein Unterpfand der Treue
Ließ sie sterbend noch zurück. —
Wandrer, ihrem Grabmal weihe
Einen ernsten Augenblick:

Dir auch kann der Tod einst rauben,
Was dir einzig theuer ist.
Stärke dich zum frommen Glauben,
Daß nicht alles sterblich ist;

Daß Gott unser Schicksal webet,
Wenns gleich Menschen nicht verstehn;
Daß die Tugend ewig lebet,
Liebende sich wieder sehn.

Zum Andenken der Mlle. M . . .

Wandrer, wenn an diesem Grabe
Stille Ahndnng dich umweht,
Und um eine fromme Gabe
Dich der Geist des Hügels fleht:

Ach, so weil, und ruh' am Steine,
Der das beste Mädchen deckt,
Athme Gottes Frieden, weine
Thränen, die ihr Bild erweckt.

Denn in holder Jugendblüthe,
Mit sittsamen Reitz geschmückt;
Und dem zärtlichsten Gemüthe,
Ach, hat sie der Tod gepflückt;

Und sie welkt in dumpfer Bahre
Mit der Rose, die als Braut
Sie noch trug im blonden Haare,
Mit dem Himmel nun getraut.

Dieß nur, sie beglückt zu wissen
Mildert ihres Trauten Schmerz,
Tröstet Edle, die sie missen
Und der treuen Freundinn Herz.

Dort erfleht sie Gottes Segen
Für den Kreis, dem sie entwich;
Fleht, auf dieses Lebens Wegen,
Frommer Wandrer, auch für dich.

Auf die Abreise einer Freundinn.

Hier, der stillen, einsamen Gegend vertrau' ich die Leiden
Meines Herzens. — Ich weine — Trost empfindet die Seele:
Wie die Pflanzen der Thau, erquicket sie süssere Schwermuth. —
Sieh, es waren einst glückliche Zeiten; im Schooße der Freude
Lebt' ich, fühlte Seligkeit nur: wo sind sie, die Tage
Unbegränzter Lust? — So schwindet alles hienieden.
Diese Rose, wie schön, wie lächelnd mit himmlischer Anmuth!
Bald entsinket der Reiz in blassen, welkenden Blättern. —

Sie auch scheidet, die Edle, von Herzen welche sie liebten.
Ach, ich sehe sie nicht mehr; vergebens sucht sie mein Blick auf.
Wie von einem freudigen Traum, erwachend, die Seele
Noch in Wonne schwimmt, dann öde, verlassen sich fühlet,
So auch schwebet mein Geist in jenen frohen Gefilden,
Hüllt sich in Wehmuth, wenn er sie nun verschwunden erblicket.
Sieh, in reizender Unschuld, geschmückt mit sanfterer Tugend,
Gieng sie voll Anmuth einher; ihr Herz war edel und fühlend.
Wie vom sanftesten Hauch, im Lenze das Veilchen bewegt wird,
So bewegsam war auch ihr Herz, so zärtlich gebildet.
Thränen der kindlichen Liebe, theilnehmende Thränen der Freude
Und des menschenfreundlichen Mitleids sah ich oft fließen;

Sah oft die blühenden Wangen vom sanften Erröthen geschmücket;
Sah das Lächeln der Unschuld, hörte die Stimme der Freude
In den Stunden der Lust, des Scherzes. — Stunden der Lust? Nein,
Stunden der trauernden Sehnsucht nunmehr! — Verhüllet, ihr Wolken,
Mir den heitern Himmel! Schweigt, ihr belebten Gebüsche!
Klaget mit meinem leidenden Herzen, in Wehmuth gehüllet! —
Sieh, die süsseste Thräne gleitet die Wangen herunter:
Dachte die Edle an mich? Floß sympathetisch die Thräne?
Ahndung lispelt mir zu: „Sie denket an dich, die Edle!„
Ruhiger wallet mein Herz; es fühlt die Wonne des Trostes:
Lotte denket an dich! Dann wenn ich an Sie auch gedenke,
Werden sich unsre verschwisterten Seelen oft traulich begegnen.

Dann, dann fühl' ich der fernen Weite nicht
mehr, sie verschwindet,
Bis uns dereinst in glücklichern Zeiten kein Un=
fall mehr trennet.

Am Geburtstag der Frau von T.

Herrlich glänzt der helle Morgen,
Ueber Berg und Thäler hin,
Heißt des Lebens bange Sorgen
Mit dem Grau der Nacht entfliehn.

So erschien vor zwanzig Jahren
Jener Tag mit holder Pracht,
Der der besten Aeltern Harren
Zum Geschenke dich gebracht.

Die Natur hat ihr Gepräge
Lächelnd dir ins Herz gesenkt,
Führte dich auf ihrem Wege,
Den der Vorsicht Wille lenkt,

Zu dem hohen süssen Ziele,
Weib des besten Manns zu seyn,
Und ihn nach der Wünsche Fülle
Bald als Mutter zu erf reu'n.

Drück ihn heut recht fest, den lieben
Säugling an das Mutterherz;
Weih dich ganz der Liebe Trieben
Und vergiß erlittnen Schmerz.

Drück ihn an dein Herz, und Küsse
Flössen ihm die Tugend ein,
Und in seinen Adern fließe
Freude, wie die Unschuld, rein.

Bald wird er das Herz verrathen
Unter dem er einst geruht,
Und durch edle fromme Thaten
Zeugen von der Ahnen Blut.

In ihm wird dein Bild erstehen,
Und des besten Vaters Bild:
Gott, laß mich die Freude sehen,
Die, Ihr Glücklichen, dann fühlt.

Grablied.

Ruhet sanft, geliebte Todte,
Ruhet, bis einst Gottes Bothe
Euch zur Auferstehung ruft.
Ach wie süß ist euer Schlummer,
Sorgenlos, und ohne Kummer
Ruhet ihr in stiller Gruft.

Euer Kampf ist nun vollendet,
Eure Reise ist geendet,
Alles, alles ist vollbracht.
Und ihr schlaft, da Erd' euch decket,
Bis Euch Gottes Engel wecket,
Eine stille, gute Nacht.

Ausgeduldet sind die Schmerzen,
Ausgeblutet manche Herzen
In des Grabes Mutterschoos.

Hier ist nach so wenig Freuden,
Und so unzahlbaren Leiden
Schlaf und Ruhe euer Loos.

Riefen euch nicht Engellieder:
Leget, müde Pilger, nieder,
Leget nieder euern Stab!
Und ihr sanket dann nach banzem
Ringen, mit benetzten Wangen
Zur Erquickung in das Grab.

Einsam, sonder Pracht, und Ruhme
Sproßt die herbstlich stille Blume
Auf dem Grab, das euch umschließt.
Seht, wie auf die stille Blume
Sonder Pracht, und sonder Ruhme
Auch schon meine Thräne fließt.

Auf euch, schlummernde Gerechte,
Gießt der blasse Freund der Nächte
Schwermuthsvoll sein freundlich Licht.
Und auch ihr, ach weht gelinde,
Säuselt sanft, ihr Abendwinde,
Stört die Ruh der Christen nicht.

O ihr Dulder, o ihr Frommen,
Könnt ich auch zu euch bald kommen,
Ach könnt' ich bey euch schon seyn!
Lägen, o geliebte Brüder,
Auch schon meine müden Glieder,
Hier in diesem Todtenhayn!

Hutter.

An

Anmerk. Der mir unvergeßliche Verfasser wurde, ach zu frühzeitig für alle, die ihn liebten, dieses Wunsches gewährt. Er starb im Jahre 1790, am 13. April, im 42sten Jahre seines Alters.

An die Geliebte, eine Phantasie.

Thema.

Komm, o Geliebte meiner Seele! fühle ganz das Glück reiner Liebe!

Angenehm ist die Nacht; — sanft, und rührend das Licht des Mondes; lichte Wolken umhüllen sein Silberhorn; Wonne thaut sein Anblick ins Herz. So schwebet dein Bild, o Klarissa, vor meiner Seele; voll Stille, Anmuth, sanftrührender Schönheit, und Majestät; aber indem es lebhafter vor meiner Seele steht, steigen die Thränen der Sehnsucht ins betrachtende Aug, umhüllen wehmüthig, wie thauichte Wolken, dein glänzendes Bild, das süsser, und tiefer nur noch in die weichere Seele dringt.

Und sie löst sich in Sehnsucht auf; wie der schimmernde Nebel im Frühlinge am Morgen, vom Hauch der wärmenden Sonne belebt, sich empor hebt, über Blumen, und duftende Kräuter leicht hin schwebt, so ist meine Seele in Bewegung, schwebet dir leicht und sehnend entgegen, dich in sich zu hauchen. — Denn wer ist schöner, dann du? wer mir näher, vertrauter? wer liebt mich mehr? wer ist zärtlicher? wem ist es süsser, mir anzugehören? — Ach! so sieh denn die Arme, welche bereit sind, in dir die Welt mit allen ihren Herrlichkeiten zu umfassen. Trinke meine Liebe, die aus meinem Munde in dich zu strömen trachtet; die alle Sehnen des Herzens erbeben macht, und im gerührten Busen klopfet. —

Vernimm die feurigen Schläge!, lege dein holdes Antlitz an meine Brust, indem es von warmer Liebe sanft erröthet! —

Welch ein Glück! Meine Arme schließen die Welt, und alles in sich! Nein, unzertrennlich bist du mit mir vereint; dich hab ich! — Du hast mich, und wünschest nichts mehr.

Ruhig, und zufrieden, gesättiget, schließest du das Aug, welches du nicht zu öffnen brauchest, mich mit Sehnsucht zu sehen. Dein Herz schlägt leiser, dein Athem strömt sanfter, weil du bey mir bist! — Und ich trinke den Ausfluß deiner Liebe, von deinem Munde, der küssend auf meinen Lippen ruht: sie sinken willig, zu schwach, ganz die Wonne zu saugen

---

An-

Andenken der Kinderjahre.

Als ich in holdem Frieden
Im kleinen Bette lag,
Als mich noch Sorgen mieden,
Und neu schuf jeder Tag,

Ihr schnell verfloßnen Jahre,
Wie selig war ich dort!
Doch traurig schleicht zur Bahre,
Mein Schritt itzt mählig fort.

Dort schwebt' ich oft so selig,
Im Gärtchen nah und schön! —
Ich werde nicht so fröhlich
Des Morgens Pracht mehr sehn: —

Dort wehten kühle Lüfte,
Der Springbrun schallte Lust,
Der Blumen süsse Düfte
Belebten meine Brust.

Oft bildeten Gespräche
    Der Aeltern das Gefühl
Der kindlich zarten Schwäche;
    Dieß war ihr frommes Ziel.

Durch segenreiche Felder,
    Der Wiesen lachend Grün,
Durch schattenreiche Wälder
    Gieng dann ihr Pfad oft hin:

Da wandelten wir traulich
    Vor ihrem Schritte her.
Ihr Beyspiel war erbaulich
    Gehorsam war nicht schwer.

Die Schönheit der Gefilde,
    Die Reize der Natur
Erfüllten mit dem Bilde
    Der Seligkeit uns nur:

Doch sahen wir auch fließen
    Des Ackermannes Schweiß,
Und wie uns Speisen sprießen
    Durch seiner Hände Fleiß.

Oft in der Dämmerung Stille
That mir des Vaters Mund, —
Noch beugsam war mein Wille, —
Der Tugend Lehren kund:

Der Mutter Schmeicheleyen,
Erweichten mein Gemüth,
Die Fehler zu bereuen,
Indem ich sie vermied.

Kann ich euch je vergessen,
Vergnügen bessrer Art,
Die einst mein Herz besessen,
Dem Truge noch verwahrt?

O! liebes Birkenwäldchen,
Wo ich so oft gespielt;
Ihr saatenreichen Feldchen,
Wo ich mein Glück gefühlt:

Ihr blumenreichen Fluren,
Mit Sonnenglanz bemalt,
Ihr längst vergeßnen Spuren,
Die freudig ich gewallt;

Ihr Felsen, hoch, und mächtig,
Wo Gottes Welt sich zeigt,
Ihr Bäume, schön und prächtig,
Von Früchten tief geneigt:

Wohin ist sie verschwunden,
Die frohe Lebenszeit,
Wohin die schnellen Stunden,
Der reinsten Seligkeit?

Der Leidenschaften Plage,
Betäubet nun mein Herz,
Verbittert meine Tage,
Giebt mir für Freude Schmerz.

Verwirrung, Täuschung, Kummer,
Sind nun mein kläglich Loos,
Mich wiegt nicht mehr in Schlummer,
Der Unschuld sanfter Schooß.

Die blassen Wangen hüllen
Bey stiller Mitternacht
Oft Thränen; nichts kann stillen
Des tiefen Grames Macht. —

O Gott! sieh meinen Schmerzen,
Erbarmend sieh auf mich!
Gieb diesem wunden Herzen
Den Frieden, der entwich.

Schaff wieder mich zum Kinde,
Gieb mir der Unschuld Ruh!
Dann eil' ich ohne Sünde
Vergnügt dem Grabe zu. —

An Croneck, ein Fragment.

Fließe, glühende Thräne, dem weit entfernetten Freunde,
Welcher mit sympathetischer Schwermuth ähnlichen Kummer empfunden.
Croneck, welchen mein Herz mit zärtlichster Sehnsucht verehret,
Könnt' ich an deine Brust, voll wärmster Freundschaft, mich senken,
Und den ängstlichen Gram in deinen Armen verweinen!
Sanft und tröstlich flöße der Schmerz in Zähren herunter,
Sähe das hellere Aug den Himmel wieder ihm lächeln,
Sänke Frieden herab, und Muth in die trostlose Seele.
Aber so wein' ich allein! und Niemand trocknet den Kummer.

Einsam ist die Natur um mich her, und traurig, und öde.
Ferne Zeiten trennen von dir, o meiner Seele Vertrauter
Mein empfindendes Herz, das voll von Freundschaft und Liebe,
Für dich Edlen schlägt, — nun zärtliche Klagen dir nachweint.
Denn auch mich, o Croneck, ergreift oft ängstliche Schwermuth,
Senkt sich ins seufzende Herz, ergießt sich in mildernde Zähren. —

Das

Das Concert.

Ströme die Wangen herab, o süsse Thräne
der Wehmuth,
Welche das Herz mir erweicht, wenn eines
freudigen Tages
Heilig Andenken in mir mit rührender Sehn=
sucht erwachet.
Sieh, dann schwärmen um mich die Bilder
des frohen Genusses,
Schwebt, von ihnen erfüllt, in süsser Täu=
schung die Seele.
Aber dann fühlt sie die Flucht der Freuden
mit sehnender Wehmuth.—
So auch ström ich nun hin in den entzü=
ckenden Wohllaut
Welcher beym hohen Concert' in schmelzenden
Tönen dahinfloß.
Himmelan schwingt sich mein Herz auf Flü=
geln des hohen Gesanges,

Der mit siegender Macht von bebenden Saiten
erbrauset.
Bilder von höherm Reiz' umfließen die schwe=
bende Seele;
Sie vergißt sich, den Schwarm der sie umge=
benden Menschen,
Strebt mit Entzückung empor in höhere Sphä=
ren der Wonne. —
Horche, mein fühlendes Herz umströmen die
hohen Gesänge:
Nun beginnt der Akkord von tausend verflies=
senden Tönen,
Und sie schmelzen dahin unzählig in bebenden
Wirbeln,
Reißen die Seele mit sich im Strom' erhabner
Empfindung.
Geister seh' ich um mich, beraubt der hüllen=
den Larven,
Seh' in hellerm Licht Ideen, die eh' ich nicht
kannte:
Eine bezauberte Welt, voll neuer Gestalten
und Bilder. —
Aber nun fließt der Gesang in zärtlichern Tö=
nen der Anmuth;

Eine feinere Hand beherrscht die gehorchenden
Saiten,
Und des Fühlenden Ton begleitet die rührenden
Laute.
Ach wie zittert mein Herz, erfüllt mit bre-
chender Wehmuth;
Haltet Thränen zurück, die sympathetisch ent-
quellen. —
Kehre wieder zurück, o Stunde der schmelzen-
den Freude;
Leuchte wieder, o Stern; der dort mit Won-
ne geflimmert! —
Doch kein Denkmal der Kunst verewigt
die rührenden Scenen,
Die der Seele Gesang in fühlenden Herzen ge-
schaffen;
Mit den Edlen, durch die sie entstanden, ent-
fliehn sie gleich Schatten.
Nein, sie leben, in's Herz empfindender
Menschen gegraben,
Sind noch Quellen der Lust in Stunden der
süssen Erinnerung,
Wenn wir dem Lärmen entrückt, genoßne Ver-
gnügungen feyern.

Thränen quellen dann oft vom Auge des Dank-
bargerührten,
Segnend den Edlen geweiht, die Stunden der
Wonne ihm schuffen.
Ströme die Wangen herab, o süsse Thräne
der Wehmuth! —

Karl und Fritz am Geburtstage ihrer Mutter.

Fritz.

Komm, lieber Karl, zu mir, eh' du
Zur lieben Mutter fliehst;
Nimm diesen Kuß, und den dazu,
Sag ihr, daß er von Fritzchen ist.

Der böse Schnupfern, ach der hält
Im Bett mich krank zurück:
Sag ihr, wie schmerzlich dieß mir fällt. —
Wie traurig ist nicht mein Geschick!

O könnt' ich doch, wie wollt' ich nicht
Zerküssen ihre Hand,
Mit Thränen, wenns am Wort gebricht,
Ihr sagen, was mein Herz empfand!

Karl.

Ach lieber Fritz, wie dauerst mich,
Die beßte Mutter nicht zu sehn!

Gern läg ich nachher krank für dich,
Ach, könntest heut nur mit mir gehn!

So aber wills der Himmel nicht.
Doch hab' auf mich Vertrauen:
Sie wird dein Herz, wenn meines spricht,
In meinen nassen Augen schau'n.

Dann bitt' ich sie, wenn sie mich küßt,
Daß sie die Küsse mehrt,
Mein Fritz, für dich, weil du es bist,
Der mich den frommen Wunsch gelehrt:

„Auf dich Beßte, die uns Waisen,
„Gott zur zweyten Mutter gab,
„Ström in vielen Jahreskreisen
„Segnend seine Huld herab.

„Er erhalte dich den Deinen,
„Deren Glück von dir entsprießt,
„Und auch uns, uns deinen Kleinen,
„Denen du ihr Alles bist.“

Oskar, und Dermid,
eine altenglische Geschichte.

Zu den Zeiten, als die ausartenden Römer ihre Waffen, und ihre verdorbenen Sitten in Brittanien noch nicht verbreitet hatten, lebten zween Freunde, von mächtigem Ansehen, und edlem Karakter. Der Ruhm großer Thaten, und die vortreflichen Eigenschaften ihres Herzens hatten ein unzertrennliches Band der Freundschaft unter ihnen geknüpft. Sie waren Führer der Völker, und der Schrecken ihrer Feinde.

Einst erlegten sie einen gemeinschaftlichen Feind, den unüberwindlichen Dargo. Doch lebte sein Geist, sein Blut noch in einer Tochter. Ihr unbefleckter Busen, ihr Blick, wallte heiße Liebe ins Herz der Jünglinge; und

die gemeinschaftlichen Sieger des Vaters wurden von den Reitzen der Tochter besiegt.

Oskar, und Dermid liebten das Mädchen, und wie sie in den Empfindungen der Freundschaft unzertrennlich waren, so waren sie es auch in der Liebe. Aber Oskar war glücklicher. Die edle Schöne brannte für die Hand, unter der ihr Vater gesunken war. Vergebens und hoffnungslos seufzte der unglückliche Dermid.

Oskar, sprach er, mein Freund, sey glücklich. Du hast vollkommen gesiegt. Ich unterliege. Was bleibt mir übrig, als zu sterben? Ach, Oskar! versage deinem unglücklichen Freunde eine Wohlthat nicht. Wie erhalt' ich den Tod würdiger, als von deiner Hand? Durchbohre dieß arme Herz, welches vergebliche Flammen verzehren. Ich bin glücklich, und mit Ruhm bekrönet, wenn ich durch dich sterbe, und dich glücklich weiß!

Vergebens weigert sich Oskar. Von Freundschaft und Liebe bekämpft, sprach er

Wohlan Dermid! laß es uns versuchen, wem von uns beyden das Schicksal die Schöne bestimmt.

Sie kämpfen, Blut röthet den Boden, ein unglücklicher, veranlaßter Streich des Freundes fället den Freund: Dermid sinkt in das strömende Blut hin; Freundschaft und Liebe spricht noch sein sterbender Blick.

Dermid, ach Dermid, was that ich? ach! lebe! vergieb! — So klagte Oskar, gelehnt über die Leiche des Freundes. —

Vergebens! Dermid erwachte nicht wieder. — Düster, und wehemüthig verläßt Oskar die klägliche Scene, und eilt zur Geliebten.

Warum so traurig, Oskar? Was machte dich so niedergeschlagen? Bin ich etwa nicht reizend genug? Ist meine Liebe zu schwach, mit der ich den Sieger meines Vaters liebe? —

Quäle mich nicht mit diesen Vorwürfen, o Heldentochter! Sieh, an der Eiche des nahen

Hügels hängt Gormurs Schild, den ich im Kampf' erlegte. Vergebens bemüh ich mich, ihn zu durchbohren. Der Ruhm meiner Stärke und Geschicklichkeit ist verlohren.

So laß mich es versuchen, und sieh, was Dargos Tochter vermag. Pfeile waren die Beschäftigung meiner Jugend, und meine Kunst die Freude des Vaters.

Sie sprach's, und eilt an den Ort. Oskar stellt sich hinter den Schild, der Todespfeil schwirrt vom Bogen, und durchbohrt die Brust des Geliebten. —

Dank der Lilienhand, Dank dem treffenden Pfeile, ruft Oskar. Wer, als Dargos Tochter, sollte dieß Leben mir rauben? O Freundinn, Geliebte, baue mein Grab; laß mich bey meinem Dermid ruhen. —

Erkenne Dargos Tochter, sprach sie, auch ich lernte zu sterben. Sie sprachs, und stieß den Dolch in die zarte Brust; — sterbend neben der Leiche ihres Geliebten.

An dem quellenreichen Fluße eines Berges erheben sich die Gräber der Edlen. Die benachbarten Birken streuen leicht schwebende Schatten auf sie nieder. Oft, am heißen Mittage weidet der lechzende Hirsch an den Gräbern, und die Hügel liegen im tiefen Schweigen umher.

Verzeichniß.

Poetische Versuche.

Der Meßias. S. 9.
Bey der Betrachtung eines Gemäldes, die Krönung Jesu. S. 22.
An W. S. 25.
An den Mond. S. 26.
Hypochondrie. S. 28.
An die Vögel im Käfig beym Abendfutter. S. 29.
Prolog in ein Stammbuch. S. 31.
Bey der Wiederkunft des Frühlings. S. 33.
An P. zum neuen Jahre. S. 35.
Am Geburtstage meines Vaters. S. 39.
Bey dem Tode meines Oheims. S. 40.
An einen Freund beym Abschiede. S. 43.
Die Zukunft. S. 45.
Glückwunsch zum Namensfeste. S. 49.
Empfindungen bey Betrachtung einer Rose. S. 52.
Engelhofs Fride rike. S. 55.

An ein bethendes Mädchen. S. 60.
Danklied. S. 62.
Das Mädchen auf dem Lande. S. 65.
Bey der Abreise der Frau Gräfinn von L. S. 69.
An Lotte. S. 71.
An Lotte. S. 73.
An Lotte. S. 75.
Grabschrift auf eine junge Wöchnerinn. S. 77.
Zum Andenken der Mlle. M. S. 79.
Auf die Abreise einer Freundinn. S. 81.
Am Geburtstage der Frau von T. S. 85.
Grablied. S. 87.
An die Geliebte. S. 90.
Andenken der Kinderjahre. S. 93.
An Croneck, ein Fragment. S. 98.
Das Concert. S. 100.
Karl und Fritz am Geburtstage ihrer Mutter. S. 104.
Oskar und Dermid. S. 106.

Pro=

Prosaische Versuche.

Vorerinnerung.

Eben die Gründe, welche den vorstehenden poetischen Versuchen das Urtheil sprechen, sollten auch diesen fragmentarischen Aufsätzen verbiethen, jemals an das Licht zu tretten. Ihre Mängel, und Unwürdigkeit kann Niemand mehr fühlen, als ich. Wie werden sie also wohl die Absicht erreichen, durch ihre gleichzeitige Erscheinung die Schuld des Verbrechens ihrer poetischen Vorgänger zu theilen, und durch diesen Kunstgriff einigermaaßen zu vermindern? Vielleicht durch die Belehrung, die sich der Verfasser verspricht, daß er weder durch poetische, noch prosaische Versuche in Zukunft mehr das Publikum belästigen soll. Fällt aber das Urtheil nur um

ein Härchen gelinder aus, so ist es wenigstens nicht ganz meine Schuld, wenn nach einiger Zeit eine weitere Sammlung solcher Aufsätze folget, bey denen es gleichgiltig ist, ob sie geschrieben oder gedruckt der Vergessenheit überliefert werden: ein Loos, in das ich mich willig füge, wenn gütige Leser dabey denken: Der Wille war gut!

Ueber

Ueber den Stifter der christlichen Religion.

1.

Die Menschen können nur dann glücklich werden, wenn sie weiser, und besser werden.

2.

Um sie weiser, und besser zu machen, muß man selbst den höchsten Grad von Erleuchtung und Güte besitzen, damit Wort und That zur Nachahmung anziehen.

3.

Ein Wesen von solcher Weisheit und Güte muß dem höchsten Urheber vorzüglich wohl=

gefällig seyn. Es gehört zu der Zahl der Freunde und Geliebten Gottes.

4.

Jesus wollte die Menschen weiser und besser machen; seine Lehre hat wirklich diese wohlthätigen Folgen. Sein Daseyn giebt nur zu deutlich die Absicht Gottes zu erkennen, daß die Menschen durch seinen Unterricht glücklicher und besser gemacht, des Guten mehr in der Welt bewirkt werden sollte; er mußte also ein Freund, ein Geliebter, ein Sohn des Höchsten seyn.

5.

Aber konnte die Besserung des Menschengeschlechts nicht anders, als durch die Leiden des Gerechten, des Geliebten Gottes erzielt werden? Muß auch hier der Einzelne das Opfer der allgemeinen Wohlfahrt werden? — Ja, Gott wollte die Menschen überzeugen, daß er aus Liebe für sie, selbst seines Geliebten nicht schone; er wollte ihnen Vertrauen auf seine Liebe einflössen, und ihnen zeigen, daß er von

jeher mit ihnen versöhnt war; und der Mittler dieses Werkes sollte Jesus seyn.

6.

Jesus aber ist durch seine Leiden zu einer höhern Stufe der Seligkeit gelangt: durch ihn ist die Erde beseliget — gerettet worden. — Kein Engel hat vielleicht ein so grosses Verdienst; kein Engel litt so viel.

7.

Menschen, die nach Jesus Plan arbeiten, für Wahrheit und Tugend wie er, das Opfer werden, gehören zu seinem Reiche, nnd er bereitet ihnen Sitze in der Wohnung seines Vaters. Sie sind auch Kinder Gottes.

8.

Sokrates, Epiktet, Antonin waren Freunde, und Geliebte Gottes, Söhne des Höchsten, Mitarbeiter Jesu.

9.

Ihre Kämpfe, ihr Schicksal sind eben auch Beweise, daß Gott seiner Geliebten nicht schonet, um die Menschheit zu beglücken.

10.

Sie selbst, die redlichen Kämpfer, werden durch die für erhabene Geister so hinreißende Gelegenheit belohnt, so viel Gutes stiften zu können, so wohlthätig gewirkt zu haben. Ihnen enthüllt sich klärer der Plan des Höchsten, und so wie die Gewißheit, diese Plane zu erreichen, Gottes Beruhigung ausmachen muß, so nehmen auch die Freunde Gottes, denen er seine Plane klärer zeigt, an dieser Beruhigung Theil.

Ueber den Tod, zur Selbstberuhigung.

Warum ist der Gedanken an den Tod so traurig? Kann er nicht auch von einer angenehmern Seite betrachtet werden?

Ja, gewiß sollten wir ihn auch von der angenehmen Seite betrachten, um seine Schrecken zu vermindern. Fürchten wir den Schmerz? Wie weit grösser sind oft nicht die Schmerzen des Lebens!

Fürchten wir die Beraubung aller angenehmen Empfindungen, alles Lebensgenußes? Fürchten wir Vernichtung? Was ist Vernichtung? Warum ist der Mensch des Schmerzens fähig? Weil er seinen vorhergehenden Zustand, eine glücklichere Zukunft mit seinem gegenwärtigen Zustande vergleichet. Kann dieses der Todte? Nihil sentientis nulli sunt sensus, neque dolor neque gaudium.

Von wie viel Uebeln befreyet uns der Tod! Er schneidet Alles, alles ab.

Wir fürchten den Schmerz, weil wir Uns mit der Fähigkeit, ihn zu fühlen denken. Der Tod ist ein Uebel, das einzige in seiner Gattung, bey dem diese Vorstellung falsch, und ein Vorurtheil ist. Die Furcht des Todes beruhet also auf einem Fehlschlusse, auf einem Betruge der Gewohnheit.

Fürchten wir aber den Zustand im Tode, den Schmerz der kämpfenden Natur, so ist ja das ganze Leben eine Schule des Leidens; haben wir nicht schon mehr, und heftiger gelitten?

Aber unbezwinglich ist doch die Macht jenes Vorurtheiles! Die Natur selbst macht uns zurückeschaudern! So laßt uns denn diese Empfindung eben so durch eine wiederholte, richtige Vorstellung von dem Tode, schwächen; und wenn Empfindung nur wieder durch Empfindung geschwächet werden kann, so laßt uns die Empfindung, die die Furcht des Todes schwächen soll, in den Jahren einer lebhaftern Ein-

bildungskraft durch angenehmere Bilder unterstützen.

Der Tod ein Befreyer von allem Uebel! Befehl der Natur, und eines guten Gottes, der, im Fall er uns auch vernichtet, nur unser Beßtes wirkt.

Bist du denn sicher, daß du morgen keine Thorheit begehst, die dich um die Frucht all deiner bisherigen Lebensjahre beraubt, die dich in ein Elend stürzt, aus welchem du dich in deinem Leben nicht wieder herauswindest?

Und wenn du nach dem Tode lebest, bist du vor einem solchen Sittenverfalle gesichert?

Wer weiß, welche Uebel dir noch bevorgestanden wären, wenn du gelebet hättest? Du hast eine Freundinn: itzt weint sie auf deinem Grabe; nach einigen Jahren hätte dir das Schicksal vielleicht ihr Herz geraubt, und Niemand würde an deinem Grabe weinen.

Du hättest noch so viel, so großes Unheil anstiften können; wohl dir, daß du gestorben bist!

Du fällst nicht aus der Hand Gottes: du magst leben, oder vernichtet werden. Auch ohne Zukunft ist Tugend deine Pflicht, und deine größte Glückseligkeit: wie ruhig kannst du diese Welt verlassen, wenn du dein Möglichstes zu ihrer Vollkommenheit beygetragen hast! Gott nimmt dir wohlthätig deine Bürde ab — und läßt dich entschlummern in Frieden.

Du Kleingläubiger, was zagest du? die Blume welkt, sie wird zu Staub und Asche; aber kein Theil von ihr ist im unermeßlichen Raume der Welt verlohren. Ihre Theile sind unvergänglich. Vormals dienten sie, die Gestalt einer Blume, und vielleicht nur dem menschlichen Auge, darzustellen*: itzt sind sie Bestandtheile eines andern Wesens, sind noch Bestandtheile der schönen Rose, die dich im Frühlinge entzückte: itzt entzücken sie dich in der Hülle und der Form deines süssen Mädchens.

Aber wo ist meine Einheit? frage, wo ist die Einheit im menschlichen Körper? Ist nicht

* Nach dem System der Idealisten.

auch dieser ein Universum, eine Unvermeßlichkeit? und doch stimmen die einfachen, körperlosen, unsinnlichen Theile in eine Harmonie, in ein Ganzes zusammen. Hängt nicht auch in der Schöpfung alles zusammen? Berührt nicht ein Punkt den andern im unermeßlichen Welttall? Wo ist ein Zwischenraum, der Nichts — ein nicht gedenkbares Wesen, in sich enthielte, der das Daseyn ausschlösse, und die Gränzscheide der lebendigen Schöpfung ausmachte? Giebt es denn keine Form der Wirksamkeit, als die menschliche Gestalt; keine Einheit, als im menschlichen Körper, keinen Zusammenhang, keine Verbindung verschiedener Kräfte, als im menschlichen Nervenbau? Und wenn nun die Bestandtheile deines Körpers ihre Wirksamkeit nicht verlieren, soll denn das einfache Wesen, die einigende, verständige Kraft in dir, ihrer Wirksamkeit beraubt werden?

Diese Kraft kann den Theilen des Körpers nicht zukommen; sie sind nur bestimmt, der einigenden, verständigen Kraft Objecte darzustellen; so wenig ihre Bestimmung, die mit ihrem

Wesen innigst verbunden seyn muß, vernichtet wird durch Zeit und Ort, so wenig kann auch das Wesen, dessen Bestimmung es einmal ist, zu vereinigen was zerstreut ist, seine Wesenheit durch die zufällige Veränderung des Ortes und der Zeit verlieren. Was kümmerst du dich um die Theile, die deinen Körper ausmachten? Dein beßter Theil, dein Ich, ist noch vorhanden, wenn jene längst zerstreuet sind. Oder was kränkest du dich, daß du täglich von deiner körperlichen Substanz einige Unzen durch die Ausdünstung verlierst, und diese ein Raub der Luft, oder der Erde werden? Lebt und wirkt deine Seele darum minder? Und was ist der Tod, als eine solche Absönderung des Körpers von dem Geiste? Nicht erst itzt, nein mit jedem Augenblicke deines Lebens starbst du schon' jeder Moment ist ein Theil des Todes, und der Tod die Summe dieser Momente. Du kannst nicht sagen, wie der Winter nahet; nur dann, wann der Frost deine Gebein erschüttert, dann ist der Winter da. Aber der Winter bahnt den Uebergang zum Frühlinge, der Tod zum neuen Leben. Ein anderer Körper umhüllt

dann deine Seele, ein Körper, der vielleicht von einem Theile der Erde bis zum andern Theile reicht: denn was ist groß, oder klein im Reiche der Unermeßlichkeit? Dein Blick wird erweitert; was vorher dir Welten waren, sind dann vielleicht Sandkörner eines Haufens, den du mit leichtem Blick, in ein Bild zusammenfassest, und diese neuen Bilder, itzt dir unbegreiflich, wie dem Kinde der Verstand und die Uebersicht des Mannes, werden dir den Uebergang zur höhern Einsicht bahnen, die Blicke ins Heiligthum der Natur eröffnen, und deine irdische Weisheit zum blöden Knabenspiele machen. Und dann siehst du nur noch den geringsten Abglanz des Allmächtigen.

Aber zurück, o kühne Phantasie des schwachen Sterblichen! Freund, du kannst vielleicht auch weniger werden, als du warst — alles nach deinen Verdiensten. Nur das behaupte ich, daß du, daß deine Seele, der edlere Theil von dir, nicht vergehen, nicht unwirksam werden wird: er wird wirken nach seiner Wesenheit und Bestimmung, er wird einigen, begreifen,

urtheilen; denn höre: laß uns setzen, es gebe keinen Körper, keinen körperlichen Stoff, keine Materie; sondern nur Wesen, die ihrer Bestimmung nach, verschieden sind. Ich nenne aber ein Wesen das, was wirkt und leidet. Was es wirken und leiden soll, nenne ich seine Bestimmung. Ich kenne nun keinen Unterschied unter mehrern Wesen, als die Verschiedenheit seiner Bestimmung. Hört diese Bestimmung auf, fällt diese mit der Bestimmung eines andern Wesens vollkommen in Eines zusammen, so ist nur noch ein einziges Wesen vorhanden, und das andere ist vernichtet worden; denn sein Daseyn war nur in so ferne gedenkbar, als es eine Bestimmung hatte. Nun giebt es denn keinen Uebergang vom Seyn zum Nichtseyn. Was da ist, ist ewig da, und vergehet nimmermehr: unmöglich ist der Gedanke des Nichtseyns eines einmal existirenden Wesens. Bestimmung ist die Wesenheit der Existenz unkörperlicher Wesen; Veränderung der Bestimmung wäre Vernichtung: also wird deine Seele, dein denkendes Wesen in dir, immer ein denkendes Wesen bleiben.

Was

Was ist nun der Tod, als Veränderung der Lebensscene, lange vorbereiteter Anbruch einer neuen Epoche, Hinsinken in Schlummer? Was ist die Verwesung, als das Hahnengeschrey der Auferstehung?

Und itzt lieber Freund! fürchte den Tod nicht mehr. Du verlassest die Freuden dieses Lebens, nicht um ihres Genusses auf ewig beraubt, sondern um neuer Freuden empfänglich zu werden; du gehest aus einem schönen Lande in ein anderes hin, wo dir die egyptischen Plagen nicht nachfolgen, aber neue Scenen der Freude, neue Ströme der Lust sich dir öffnen werden. Dein Podagra, die Quaalen der Hypochondrie wirfst du wie abgetragene Wäsche von dir, und ziehest neues Leben, neue Gesundheit an. Deine Gattinn, deine Kinder und Freunde weinen dir nach, — aber vielleicht kannst du alsdann obgleich unsichtbar, wirksamer ihre Thränen trocknen, helfen, wo es dir hier am schmerzlichsten war, nicht helfen zu können, Plane zum Beßten der Menschheit

ausführen, unter denen du hier erlagest, und an denen du hier muthlos die Hände sinken liessest. Was dir hier Geheimniß war, entwickelt sich dir vielleicht, und wohl sehr wahrscheinlich in einem hellern Lichte. Dein Herz, worüber du hier in banger Ungewißheit schwebtest, erscheinet dir bey tieferer Einsicht in seiner wahren Gestalt, und tröstet dich über alle für die Tugend übernommene Kämpfe: Gott lernest du besser kennen, Tugend höher schätzen, den Vater aller Wesen durch allgemeinere Uebersicht seiner weisesten Plane inniger lieben: zu fehlen wird dir schwerer, als gut zu bleiben, deines Glückes kannst du ruhiger geniessen, die Bedürfnisse des veredelten, nach Wahrheit und Vollkommenheit strebenden Geistes immer ungehemmter befriedigen, und wie an Vollkommenheit, so an Fülle des Lebens und Genusses wachsen. Sage, ist dir der Tod noch schrecklich? Aber vielleicht ist Leben jenseits des Grabes nur frommer Wunsch, nur Täuschung des unersättlichen Triebes nach Glückseligkeit? So erwäge denn, wie es dir leichter wird, die Schrecken des Todes zu überwinden. Gleich ist

die Masse der beyderseitigen Gründe an Umfang; aber nicht gleich ihr Gehalt; und schon dieses sollte dich lüstern machen, nach der Schaale der Unsterblichkeit zu greifen. Aber die Wahrheit bedarf solcher Verzuckerungen nicht; wenn anders die wohlthätigen Folgen eines Satzes nicht schon selbst zu seiner Masse gehören.

Freund, die Offenbarung, wie trostvoll ist sie nicht; und wer könnte den Stab unerkenntlich von sich werfen, den sie dem schwachen Sterblichen darbeut, die Zulage, wodurch sie bey gleichen Gründen den Ausschlag zu unsrer bessern Beruhigung giebt? In ihr findet der Weise den Ruhepunkt seines unermüdeten Nachforschens, der Tugendfreund die belebende Kraft der Wahrheit, jeder Menschensohn den geradesten Weg des Rechtverhaltens, der unwandelbaresten Glückseligkeit, die nie versiegende Quelle seines besten Trostes.

Von den Vorzügen des männlichen Alters,

Fragment einer Rede. 1788.

Jeder Tag hat sein Gutes; um so mehr muß jede Periode unsers Lebens uns mit neuen Gütern bekannt machen, die uns über den Verlurst genossener Freuden trösten können.

Der blühende Frühling erfreut das menschliche Herz mit den sanftesten Empfindungen; aber bald weicht er dem schwühlen Sommer, und wir hätten Ursache, uns über das Vorübereilen jener angenehmen Tage zu beklagen, wenn die darauf folgende Jahrszeit uns nicht mit den herrlichsten Früchten segnete.

Das männliche Alter kann vorzüglich mit derjenigen Zeit des Jahres verglichen werden, wo sich die reifen Früchte zur Aerndte neigen, wo des Tages Last, und Hitze den müden Arbeiter niederbeugt, und sein Schweiß über die

braunen Wangen auf die vollen Aehren herabfließt.

Sorgen, Arbeit und Beschwerden aller Art drängen sich sehr oft über dem Haupte des thätigen Mannes zusammen, und verbittern ihm die wenigen Reste seiner Lebensfreuden.

Das männliche Alter nenne ich diejenige Periode des menschlichen Lebens, in der der Ungestüm der jugendlichen Leidenschaften verbraust hat, wo sinnliche Eindrücke das Herz nicht mehr so heftig erschüttern, und sinnliche Schönheit ihre Herrschaft, die sie mit unwiderstehlicher Macht über die Seele des Jünglings ausübte, an die moralische Schönheit, an die Reitze der gemeinnützigen Tugend, des Patriotismus, der Ehre, und einer ausgebreiteten Menschenliebe abtritt; wo die Vernunft ihr Reich beginnt, und von manigfaltiger Erfahrung geleitet, den aus Erziehung und Büchern geschöpften Ideen ihren Platz anweiset, Möglichkeit von Unmöglichkeit scheidet, diese in die Romanenwelt verbannt, jene durch angemessene Maaßregeln durchzusetzen weiß; wo der

göttliche Trieb des Wohlwollens, die unbestimmte Thätigkeit des Jünglings, eine bestimmte Richtung erhält, und die Quelle der häuslichen Glückseligkeit, der bürgerlichen Wohlfahrt, und einer unermüdeten Wirksamkeit fürs Wohl der Menschheit wird; und von dieser Periode des menschlichen Lebens kann man mit Wahrheit behaupten, daß sie viele Vorzüge enthält, nicht nur in Rücksicht auf unsere eigene Glückseligkeit, sondern auch auf die Wohlfahrt anderer Menschen.

Ja, das männliche Alter gewähret dem Menschen viele Vorzüge in Rücksicht auf seine eigene Glückseligkeit. Körper und Seele gewinnen in diesem Alter an Stärke und Vollkommenheit.

So lebhaft und blühend auch immer die Freuden des Jünglings sind, so wird ihn doch die darauf folgende Periode seines Lebens dieser Freuden nicht berauben, sondern zum Genusse dauerhafterer Vergnügungen nur desto fähiger machen.

Die Masse des menschlichen Körpers erhält erst in dem männlichen Alter jene Festigkeit, die den Mann zur Ertragung der größten Beschwerden mit der erfoderlichen Stärke ausrüstet. Beine, Muskeln, und Nerven erhärten, und verbinden ausdauernde Kraft mit Geschmeidigkeit. Verhältniß, und Ebenmaaß herrscht in allen Theilen seines Körpers, alle Kräfte befinden sich im Gleichgewichte, und die ganze Constitution des Mannes hat jene Vollkommenheit erreicht, die die Natur für seinen Körper bestimmt hat, und die gleichsam die Mittellinie zwischen jugendlicher Schwäche, und der Entkräftung zunehmender Lebensjahre ausmacht. So wie jede Pflanze, jedes lebende Wesen zu einer gewissen Stufe der Vollkommenheit heranwächst, die ihm die Natur bestimmt zu haben scheinet, so stellt uns auch der Mann das Bild des Menschen in seiner Vollkommenheit dar.

Und was kann eine solche körperliche Beschaffenheit anders wirken, als das unschätzbare Gefühl einer blühenden Gesundheit? als je-

ne Munterkeit des Geistes, jenen frohen Muth, der die geringen Beschwerlichkeiten vergessen macht, die zu Zeiten den Genuß des Angenehmen unterbrechen, und uns den Werth der Gesundheit nur desto fühlbarer machen?

Auch das Geblüt des Manns wallet ruhiger, die jugendliche Gährung hat verbraust, der wilde Ungestüm heftiger Begierden, der Sturm der Leidenschaften hat sich gelegt, die Vernunft fängt an, ihre Rechte zu behaupten, ihr ruhiger Gang wird nicht mehr so oft von dem romantischen Schwunge der Einbildungskraft gehemmet, ihre wohlthätigen Wirkungen werden nicht mehr von gählingen Ausbrüchen unüberlegter Thätigkeit unterbrochen, und ihre Pläne von thörichten Wünschen zerstöret. Der Mann gewinnt Zeit, sich zu besinnen, zu sich selbst zu kommen, er kann überlegen, und das Resultat seiner Ueberlegungen zur Ausübung bringen.

Der Drang der Begierden beunruhiget sein Herz nicht mehr so heftig, mischt es uicht mehr so partheyisch in die Entwürfe zu unse-

rer Glückseligkeit, und vereitelt nicht mehr so beschämend den durch Nachdenken gesammelten Muth, und die mühsam errungene Standhaftigkeit. So wie der Zuwachs der Jahre die Kräfte des Körpers ordnet, und in das Gleichgewicht setzt, so ordnen sich auch im männlichen Alter die Kräfte der Seele; die Einbildungskraft, und mit ihr der Zauber romantischer Vorstellungen, verlieren allmählig ihre Macht, und ihren allgewaltigen Einfluß, und tretten ihre Herrschaft an die aufdämmernde Vernunft ab.

Und wer muß nicht eingestehen, daß es sich unter ihrem Scepter weit glücklicher lebt? Sie, deren Blick über das Gegenwärtige hinausreicht, Gutes und Böses mit allen Folgen abwiegt, kann leichter entscheiden, was uns gut ist, und verspricht uns für das Opfer eines flüchtigen Genußes dauerhaftere und würdigere Freuden.

Sie zeigt uns Gefahren, in die sich der Jüngling blind hineinstürzt; sie zieht den Vorhang der Leidenschaften vor unsern Augen hin-

weg, verändert die Scene dieser Welt, zeigt uns die Wirklichkeit der Dinge und Güter, die unsere Thätigkeit fürs ganze Leben bestimmen, und unsere Erwartung nicht täuschen werden.

An der Stelle der sinnlichen Schönheit enthüllen sich uns die unsichtbaren Reitze der Tugend, der Ehre, des Patriotismus, und der unbefangenen Menschenliebe. Nur der Mann wird ganz mit der Würde des Menschen bekannt, und lernt den Werth aller Dinge kennen.

Hat nun die Vernunft einmal die Oberherrschaft gewonnen, und fügen sich unsere Begierden in ihr sanftes Joch, so wird sie uns bald die Kunst und Wissenschaft des Lebens mit Hilfe der Erfahrung lehren. Nur darum scheint das jugendliche Alter mit so vieler Thätigkeit, so vielen Begierden versehen zu seyn, damit wir recht viele Erfahrungen machen können, die uns für die Zukunft belehren sollen.

Der Jüngling verachtet die Gefahren, die seinem Körper drohen, und zieht sich manigfaltige Schmerzen zu. Dieß lehrt uns Behutsamkeit, und mäßiget die jugendliche Kühnheit.

Durch die verschiedenen Lebensarten lernen wir diejenigen kennen, die unserer Gesundheit die zuträglichste, und unserer körperlichen Beschaffenheit die angemessenste ist. Unruhige Thätigkeit macht uns mit der Welt, und mit dem Gange der Geschäfte bekannt. Gesellige Triebe verwickeln uns in tausend Verhältnisse, die uns von dem Werthe der Menschen, des Umgangs, der Achtung, die sie uns bezeigen, und die wir ihnen schuldig sind, überzeugen, und uns auf solche Art zu ihrem Dienste geschickt machen. Unbesonnene Kühnheit verwandelt sich nach öftern überwundenen Beschwerlichkeiten in Muth, und Entschlossenheit, Leidenschaft in dauerhafte Empfindungen, ungestümmer Eifer in bescheidene Beharrlichkeit, anhaltenden Fleiß, und unermüdete Arbeitsamkeit: die plötzlich auflodernde Flamme des jugendlichen Erkenntnißtriebes verwandelt sich in das stille, wohlthätige Licht unbefangener Aufklärung. Die aus schwärmerischen Schriften gesaugten Ideen, die aus einseitigem Unterrichte, und Büchergelehrsamkeit geschöpften Begriffe erhalten erst durch die Erfahrung ihre Würdigung, ihren Platz,

und Zusammenhang mit den wirklichen Verhältnissen des menschlichen Lebens. Da erst scheidet sich das Unmögliche unserer Entwürfe von dem möglichen Guten, dessen Ausführung uns die von der Natur zugetheilten Kräfte erlauben; und da hierinn das meiste auf Menschen — und Weltkenntniß ankömmt, so ist es ein ganz eigener Vorzug des Mannes von Erfahrung, wohl ausgedachte Plane durch die schicklichsten Maaßregeln durchzusetzen. Wenn nun vereitelte Absichten die vorzüglichste Ursache unsers Mißvergnügens sind, der Mann aber, welcher die Menschen und die Welt aus der Erfahrung kennen gelernet hat, das Unmögliche nicht einmal wünscht, und das Mögliche durch Muth, Standhaftigkeit, Klugheit, wirklich machen kann, so ist der Mann ganz gewiß glücklicher, als der schwärmerische Jüngling, der sich in eine Feenwelt hineinträumt, die Natur anklagt, daß sie dieser eingebildeten Welt die Wirklichkeit versagte, und von tausend Hindernissen geschreckt, die er aus Mangel genugsamer Kenntniß nicht besiegen kann, in muthlosen Kummer zurücksinkt.

So gewährt also das männliche Alter dem zu reifern Jahren fortgerückten Menschen viele Vorzüge in Rücksicht auf seine eigene Glückseligkeit, da sein Körper in diesem Alter die von der Natur bestimmte Vollkommenheit erreicht, seine Seele unter der Herrschaft der Vernunft eine freyere Wirksamkeit erlangt, und die Erfahrung ihn mit allen nöthigen Mitteln versieht, das Leben zu geniessen: aber alle diese Vorzüge des männlichen Alters erhalten noch einen grössern Werth bey dem Gedanken, daß sie nicht nur Quellen des eigenen Wohlstandes, sondern auch der Glückseligkeit anderer Menschen sind.

Man mag den Mann als Hausvater, als Bürger des Staates, oder als bloßes Mitglied der menschlichen Gesellschaft betrachten, so ist sein Alter, seine Erfahrung, seine Thätigkeit eine Quelle der Glückseligkeit empfindender Wesen.

Beneidenswerther Zustand einer geliebten Gattinn! In dem noch ungeschwächten Manne findet sie eine liebenswürdige Stütze ihrer Schwachheit; sie schlingt sich mit zärtlichem

Vertrauen um ihn, wie die zarte Rebe um die stärkere Ulme.

Der Mann ist ihre Vernunft, und der treue Befolger ihrer sanften Befehle, und ihres wohlgemeinten Rathes. Wenn das Alter die Bande der sinnlichen Schönheit schon lange zerbrochen hat, bleibt er noch an ihre schöne Seele gefesselt, bleibt ihr treuester, innigster Freund, der redlichste Theilnehmer all ihrer Sorgen, und Leiden, der würdigste Vertraute ihres Herzens, und ihrer zärtlichen Empfindungen, ihr unzertrennlicher Gefährte auf dem dornenreichen Pfade des Lebens, ihr Stolz, ihr Alles. — Glückliche Kinder eines weisen, und tugendhaften Vaters! Nicht zufrieden, sie zu Mitgenossen des Lebens, zu Bürgern der Erde gemacht zu haben, theilt er ihnen auch durch seinen Unterricht, und noch mehr durch sein tugendhaftes Beyspiel das Leben der Seele mit, erzieht sie zu glücklichen Wesen, zu Wohlthätern der Menschheit, zu Bürgern des Himmels.

Während ihr unsterblicher Geist noch in den Windeln der Kindheit schlummert, sorgt er für ihre Erhaltung durch die treue Pflege einer liebenden Mutter, in der die Gesinnungen und Wünsche des aufgeklärten Vaters leben, und die in dem Kleide mütterlicher Zärtlichkeit eingehüllet doppelt wirksam auf die weichen Herzen der unschuldigen Kleinen sind. Die unermüdete Sorgfalt des guten Vaters erstreckt sich auch in die Zukunft.

Er verzehret seine Kräfte in den Geschäften seines Berufes, und erwirbt im täglichen Schweiße seines Angesichtes den Unterhalt für eine ganze Familie, welche die Vorsehung seiner treuen Sorgfalt anvertrauet hat.

Und wo würden erwachsene Söhne und Töchter eine Versorgung finden, wenn nicht der vieljährige Fleiß eines zärtlichen, im Dienste des Vaterlandes eraltenden Vaters sich gleichsam vom Muude den Pfenning abgespart hätte, den dieser gute Vater für seine Kinder hinterlegt, und wobey er sich so manche Ergötzlichkeit, so manches Bedürfniß versagt? Wo

würden diese unerfahrnen Menschen auch nur die Wege zu ihrem Fortkommen und Unterhalt finden, wenn nicht das Ansehen, der Name eines verdienstvollen Vaters ihnen den Eintritt in die Welt erleichterte, und seine Welterfahrung sie nicht in den nöthigen Maaßregeln unterrichtete, um irgend eine Stelle, oder was immer für ein Plätzgen zu erhalten, worauf sie sich ehrlich fortbringen können?

Wie viele Beweise könnte ich anführen, daß Kinder einem zärtlichen, tugendhaften Vater ihr ganzes Glück zu danken haben, wenn ich mein Herz dürfte reden lassen, wenn ich erzählen dürfte, unter welcher liebvollen Pflege ich herangewachsen, mit welchem Aufwande mir alle Gelegenheit zur Bildung meines Verstandes, und meines Herzens verschaft wurde!

So ist also der Mann die Quelle der häuslichen Glückseligkeit, aber seine Kräfte reichen noch weiter. Seine unermüdete Thätigkeit, der Trieb nach Ehre, der Wunsch, das Andenken großer Verdienste in die Jahre des

schwäch=

schwächlichen Alters hinüber zu nehmen, und in diesem süssen Andenken, Beruhigung, Trost, und Erquickung zu schöpfen, führt ihn zu bürgerlichen Geschäften, und kettet ihn an die Beschwerden eines sauern Berufes. Jenes allumfassende Wohlwollen, welches beym Jüngling oft in verschwenderische Großmuth, und mißverstandene Barmherzigkeit ausartete, wird bey dem Manne herrschende Liebe der Gerechtigkeit, die den Bösen mit Härte straffen kann, um allgemeine Wohlfahrt zu befördern; die für die Rechte der Menschheit mit treuem Eifer wacht, und für sie wider alle Angriffe der Mächtigen kämpfet. Unermüdet in seinen Beruf, unbestechlich, verlangt der Edle, keine andere Belohnung, als die Wünsche seines gerechtigkeitliebenden Herzens erfüllt, und seine redlichen Bemühungen für das Wohl des Vaterlandes mit einem glücklichen Erfolge gesegnet zu sehen.

Und kann er das nicht, vereiteln Unwissenheit und Bosheit die wohlthätigen Absichten, und Arbeiten des Patrioten, so tröstet er

sich mit dem Bewußtseyn eines redlichen Herzens, mit der Vorsehung, die mehr Macht besitzt, das angefangene Gute zu vollenden, und hört nicht auf, als Bürger eines grössern Staates, als Christ und Menschenfreund für das allgemeine Wohl besorgt zu seyn. Hier zieht sein guter Rath bestürzte Menschen aus einer dringenden Verlegenheit, dort rettet das Gewicht seiner Worte die Sache der unterdrückten Unschuld. Hier übernimmt er die Bürden der Vormundschaft aus keinem andern Antrieb, als den das Mitleiden gegen unerzogene Waisen in ihm erzeugt; dort befördert sein aufgeklärter Eifer den Unterricht der Jugend, und ermuntert den Fleiß geschickter Lehrer. Hier wacht er als Herr über den häuslichen und sittlichen Wohlstand seiner Unterthanen, dort unterstützt sein Ansehen den Gehorsam gegen landesherrliche Verordnungen, und Gebothe.

Ueberall, wo er zugegen ist, und wirkt, herrscht Ordnung und Furcht, nicht die, womit die Sklaven zittern, sondern jenes ehrerbiethige Gefühl der Vorzüge eines weisen, und

entschlossenen Mannes; und Liebe, oder die Ueberzeugung von seinen bestgemeinten Absichten hält die Untergebenen von jeder Untreue, von Zwietracht, und der wechselseitigen Verläumdung zurück.

Freylich, so lebt der zu reifern Jahren fortgerückte Mann mehr für die Wohlfahrt seiner Brüder, als für sich selbst; ja die unabläßliche Sorge für fremdes Wohlergehen raubt ihm die wenigen Stunden, die ihm seine rastlose Thätigkeit zum Genusse seiner selbst übrig läßt. Kaum kann er manchmal an sich denken, den belohnenden Beyfall seines reinen Herzens vernehmen, und sich an dem süßen Bewußtseyn seiner Thaten laben: und in diesem Zustande kann er vielleicht mit Sehnsucht an die glücklichern Jahre seines Jünglingsalters zurück denken: aber was sind die Freuden dieser Jahre gegen die Güter, die der Mann erringt? Die Freuden des Jünglings sind vergänglich, die Glückseligkeit des Mannes ist auf dauerhaftem Grunde gebauet. Das Gefühl der moralischen Vollkommenheit ist in einem weit höheren Grade dem Manne eigen.

Das Gefühl seines innerlichen Werthes, das feste Vertrauen auf die Vorsehung, die Hofnung und Ueberzeugung von dem Beyfalle Gottes erhebet den Mann über äusserliche Verkennung, und den Undank der Welt: da wird er erst ganz den Werth der christlichen Lehre empfinden, und sich in die Arme seines Herrn und Meisters mit unbegränztem Vertrauen werfen.

Wie manche Quellen der Freuden für den Mann könnte ich noch anführen! wie süß ist häusliche Eintracht, wie stärkend der sanfte Zuspruch einer zärtlichen Gattinn! wie rührend der Anblick der kindlichen Unschuld! welcher Trost die Zeugen ehelicher Liebe, vor seinem Ende versorgt, in ihnen eine Stütze der zunehmenden Gebrechlichkeit, und sich im Zirkel der aufblühenden Enkel zu sehen! Aber zu lange habe ich schon die Geduld meiner verehrungswürdigen Zuhörer ermüdet. —

Ueber die Selbsterkenntniß.

Fragment einer Rede. 1790.

Billig vergleicht man das menschliche Leben einer Reise, deren Ziel uns zwar allgemein bekannt, deren Wege, Gefahren, und manigfaltige Beschwerden aber uns gänzlich verborgen sind. So wie es aber dem Wanderer erlaubt ist, auf die zurückgelegte Bahn zurück zu blicken, der überstandenen Beschwerden sich zu freuen, der tausendfältig gemachten Erfahrungen sich zu erinnern, und den Reichthum gesammelter Kenntniße zu berechnen, um sich mit neuem Muthe für die noch weitere Reise zu stärken; so ist es auch dem Menschen vergönnt, an Tagen, die einen merklichen Abschnitt seines Lebens bezeichnen, auf die erlebten Jahre zurück zu sehen, die genossenen Vergnügungen durch die Erinnerung zu erneuern, für glücklich überstandene Leiden dem höchsten Retter zu danken, die Absichten seiner bisherigen Arbei-

ten und Bestrebungen zu untersuchen, mit dem endlichen Ziele der großen Lebensreise zu vergleichen, und sich mit Weisheit und Muth für die Zukunft gefaßt zu machen.

Würden gleich die meisten Menschen bey solchen Betrachtungen finden, daß ihr bisheriges Thun und Streben absichtlos, eitel, ja sträflich war, und sie zur glücklichen Fortsetzung ihrer Reise vielmehr untauglich machte, so verhält sich dieses doch weit anders bey dem Manne, der Vernunft mit Rechtschaffenheit vereint, und keine schöne Handlung seiner Seele für vergeblich hält, ja nur in solche den Zweck seines irrdischen Lebens setzet. Ihm kann der Rückblick auf das Vergangene, in sich selbst, in das Innerste seines Herzens nur Zufriedenheit gewähren, und ihn für die Zukunft nur mit Muth, Hoffnung, und Vertrauen stärken.

Bey wenigem Nachdenken findet man, daß vorzüglich aus diesem Grunde die Weisen des Alterthums die Kenntniß seiner selbst so hoch gepriesen haben. Sie sahen nämlich, daß Selbsterkenntniß der Grundstein unsers Recht-

verhaltens, die Mutter der Klugheit, Weisheit, und Zufriedenheit sey.

Es lohnt also der Mühe, zu untersuchen, was Selbsterkenntniß sey, wie man dazu gelange, und ob sie wirklich die gepriesenen Folgen in Absicht auf Weisheit, und Glückseligkeit nach sich ziehe.

Sich selbst kennen ist nicht so leicht, als man beym blossen Schalle dieser Worte glauben möchte.

Ist es doch so schwer, Dinge ausser uns so zu kennen, daß wir uns nie in ihnen irren, nie im Gebrauche derselben fehlen. Wir sehen ja nur die Hüllen, die Gestalten der Dinge; wir fühlen ihren Eindruck, weit entfernet zu wissen, was sie sind.

Selbst von unserer Gestalt haben wir nur durch ein äusserliches Kunstwerk, durch den Spiegel eine unvollkommene Abbildung. All unsre höhern Kenntnisse sind mehr oder minder richtige Schlüße vom Sichtbaren auf das Unsichtbare.

Unsere ganze Vernunft beruht auf der Zusammenstellung ähnlicher Erfahrungen: nichts ist so gewiß, als was der große Naturkündige, und Philosoph, Albrecht Haller, saget:

„Ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist.“

Ueberall empfinden wir nur die Wirkungen verborgener Kräfte, die uns von ihrer Wirklichkeit, von ihrem Daseyn überzeugen, aber was sie in sich selbst sind, uns nie veroffenbaren.

Und sich selbst zu kennen sollte so leicht seyn? Wer hat je seine Seele, oder sein Herz gesehen? Wer kennet das Maaß seiner Kräfte? Wer kann für die Empfindungen seiner Seele bürgen? Wer mit Zuverläßigkeit behaupten, daß er morgen der nämliche seyn werde, der er sich heute zu seyn glaubt? Menschen, welche in andern Wissenschaften hervorragen, kennen sich oft am wenigsten. Würden sie sonst so eitel seyn? Sie ringen ohne Ruhe nach Kenntnissen, die wohl äusserliche Dinge, aber nicht ihr Herz angehen, und nur wie der

Mond, ein geborgtes, gebrochenes Licht darauf zurücke werfen; sie nehmen sich nicht die Zeit, das was ihnen am nächsten liegt, ihr Innerliches zu erforschen, weil diese Art von Kenntnissen kein Beyfall der Welt krönt, sondern nur gemacht ist, den unbekannten Edlen zu beglücken. Auch Weltleute gelangen selten zu dieser Kenntniß. Ihr Aug ist immer auf Fürstengunst, auf Zerstreuungen gerichtet: sie leben stets ausser sich, und sind nicht in ihrem Herzen zu Hause. Am wenigsten aber kennt sich der Lasterhafte, mit jedem Blicke, den er in sein Inners wirft, entdeckt er Unvollkommenheit, fühlt Mißvergnügen, und verabscheuet, sich selbst zu kennen.

Aber worinn besteht denn die Kenntniß seiner selbst? wenn es so schwer ist, diese Kenntniß zu erlangen, wenn das Innere, die Wesenheit der Dinge vor dem Auge unseres Scharfsinns flieht, was nützt es, sich damit zu quälen, und eine Kunst zu lernen, die vielleicht nur ein Hirngespinnst sich selbst täuschender Philosophen ist?

Doch nein! was wir bey andern Menschen sehen, beobachten, erforschen können, das können wir auch bey uns selbst erforschen. Wir haben Körper und Seele, wie andere Menschen. Unser Körper ist stark, oder schwach, gesund oder kränklicht, unser Nervensystem reizbar, oder schlaff; unser Blut strömt rasch durch die Adern, oder schleicht kalt und langsam durch seine Kanäle; unserer Constitution sind diese oder jene Speisen, diese oder jene Lebensart, Bewegung oder Ruhe zuträglich; daher denn auch Sokrates schon sagte, die beßte Arzney sey die Beobachtung einer solchen Lebensart, die man seinem Körper am vorträglichsten befunden. — Unsre Seele können wir zwar nicht sehen, aber ihre Wirkungen täglich bemerken. Wie sich der Karakter anderer Menschen veroffenbaret, so kann sich auch unsre Seele nicht verbergen: sie giebt sich denen, die uns beobachten, mit ihren Mängeln und Vollkommenheiten zu erkennen: also auch uns, wenn wir mit ruhigem Sinne ihren Gang erforschen.

Die Fragen, nach welchen wir unsern Nächsten beurtheilen, können auch uns dienen, unser eigenes Selbst vor unsere Augen zu stellen.

Was vermögen meine Verstands Kräfte zu umfassen? Welches Seelen Vermögen raget in mir hervor? Bin ich geschickter, gelernte Begriffe zu behalten, als solche selbst zusammen zu setzen? Sind meine Vorstellungen lebhaft, zahlreich, gedrängt, hell, deutlich, oder sind sie falsch, einfach, dunkel, verworren? Wird der ruhige Gang meiner Gedanken oft von aufwallenden Empfindungen des Herzens unterbrochen, oder ermattet die denkende Seele von sich selbst? Erzeugt bey mir der Gedanke die Empfindung, oder die Empfindung den Gedanken? — Blicket man alsdann in sein Herz, so entdecken sich diese oder jene Neigungen.

Was ist die Haupttriebfeder meiner Handlungen? Ehre, oder Vergnügen? Such ich die Ehre um des Vergnügens willen; versag ich mir Freuden, um Ehre einzuärndten? oder setz ich die Ehre meinem Vergnügen nach?

Was vermag die Liebe über mein Herz? Was Freundschaft, Beyfall der Welt, Reichthum? Können sie die Stimme der Vernunft, der Pflicht übertäuben? Welchen Versuchungen unterlieg ich am öftesten, welches ist die schwächeste Seite meines Herzens, von der es keinen Sturm aushalten kann? — Was habe ich selbst zur Bildung meines Karakters beygetragen, was Erziehung, Umgang, und Schicksal? Was für Lehren, was für Gegenstände haben vorzüglichen Eindruck auf mich gemacht? Welche Freunde waren mir die liebsten, welchen hab ich am meisten mein Zutrauen, meine Liebe geschenkt? Hat endlich das Glück immer meine Unternehmungen begünstiget, hat es mich verzärtelt, oder seine Härte, und Unbeständigkeit empfinden lassen, und mich dadurch schüchtern, muthlos, oder nur behutsam, und ausdaurend gemacht?

Die Beantwortung dieser, und tausend ähnlicher Fragen liefert die Züge zu dem treuen Gemälde unsers Verstandes, und Herzens, unsers ganzen Selbstes; sie sind der Gegenstand

der Wissenschaft seiner selbst. Wer diese Fragen sich nicht beantworten kann, ist mit sich selbst noch nicht hinlänglich bekannt; aber keinen Freund der Tugend wird es geben, dem nicht wenigstens in Dunkeln das treue Bild seines Innersten vorschwebet.

Wie gelanget man aber zu dieser herrlichen Wissenschaft? Leider bin ich nur ein Anfänger, ein Schüler in dieser Kunst. Ich sehe wohl, daß ohne sie weder Klugheit, noch innerliche Zufriedenheit möglich ist; aber tausend Schwierigkeiten begegnen mir auf diesem Wege, und hundert fehlgeschlagene Versuche, unterdrücken beynahe meinen Muth. Ich tröste mich aber mit dem, daß es dem Menschen unmöglich ist, den Blick von sich selbst so abzuwenden, daß er nimmermehr sich selbst kenne: sonst wäre der Lasterhafteste auch der Glücklichste, weil er nie die Häßlichkeit seines Herzens entdecken würde. Gewissermassen dringt sich diese Wissenschaft dem Menschen selbst auf, jede Begebenheit führt ihn zuletzt auf sich selbst zurück, wenn er nur treu und redlich die zu-

rückstralenden Züge aufnimmt; und dieses wird er, wenn es ihm wahrhaft um die Tugend zu thun ist.

Also das Erste meines mindesten Gedünkens ist, daß man nicht niedergeschlagen werde, wenn sich uns in dieser Untersuchung Unvollkommenheiten darstellen. Wir sind ja schwache Menschen, wir würden uns gar leicht übernehmen, wenn wir uns ganz frey von Fehlern wüsten. Gesetzt auch ich erkenne, daß ich gefehlt habe, daß mir diese, oder jene Tugend gebricht, so ist es ja besser, daß ich dieses erkenne, als wenn ich es nicht einsehe. Diese Erkenntniß bringt mich auf den Weg, die mangelnde Vollkommenheit zu erwerben, den erkannten Fehler abzulegen, der obschon vor meinen Augen verborgen, doch ein Fehler bleiben würde. Werden wir denn einem Freunde gram, der uns liebreich ein Versehen vorhält, um uns vor seinen Folgen zu verwahren? Wer kann uns aber unsere Fehler gelinder vormalen, als unser eigenes Herz? Dieses erspart uns sogar die Schamröthe, mit der auch

der gelindeste Vorwurf des Freundes unsere Wange färbet.

Dieser Sieg über die Eigenliebe ist das schwerste bey der Selbsterkenntniß. In andern Wissenschaften bringt es der Mensch nur darum weiter, weil er nur nöthig hat, seine Sinne wohl zu gebrauchen, und die Kraft der Beurtheilung regelmäßig anzuwenden. Hier aber liegt ein weit anderer Feind im Hinterhalte.

Die Eigenliebe bringt unsre Handlungen schon nicht mehr in ihrer wahren eigentlichen Gestalt vor das Auge unsers richtenden Geistes; sie verschönert das Mittelmäßige, mildert das Häßliche, erhebet übermäßig das wenige Gute, welches wir an uns finden; sie stellt uns die Welt als einen ungerechten, gegen unsre Verdienste blinden Richter vor, und würzet das schädliche Gericht, das sie uns darbiethet, noch dazu mit dem täuschenden Troste, daß doch Niemand anderer als wir selbst den Zusammenhang unserer Beweggründe einsehen könne. Freylich kann wohl Niemand besser in unser

Herz sehen, als wir selbst; aber es ist, als ob wir nur durch gefärbte Gläser sähen.

Was sollen wir nun thun, um diesen Betrug der Eigenliebe abzuwenden? Wir sollen erstlich gegen uns selbst gerecht seyn. Wenn uns die Erforschung unser selbst manche Gebrechen aufdeckt, so wird sie uns auch manches Gute an uns bemerken machen. — Dieses Guten sich zu freuen, ist erlaubt, ist die Belohnung des Kampfes, durch den wir's errungen.

Auch das wenige Gute, das wir hier ausüben, ist Segen der Tugend, erscheint uns vielleicht nur deswegen so geringe, weil wir nicht mehr wissen, wie viele Anstrengung es uns gekostet hat: so wie ein Künstler verächtlich auf die Anfänge seiner Kunst zurückblicket. Haben wir die Eigenliebe erst durch die Vorstellung des Guten, welches an uns ist, besänftiget, und auf unsre Seite gebracht, dann wird sie sich nicht mehr so stark empören, wenn wir auf unsre Gebrechen die Aufmerksamkeit wenden.

Nur

Nur ist die zweyte Behutsamkeit zu gebrauchen, daß wir uns nie anmassen, in der Bewegung der Leidenschaften über unser Herz zu richten: — muß doch der Richter über Welthändel ganz ruhig, und frey von Leidenschaften seyn, weil diese die Gründe für und wider in den Wirbel ihrer Empörung versenken: um so mehr wird dieses sich bey dem Gerichte des Herzens ereignen, wo schon das leise Wehen der Eigenliebe, dieser wahren menschlichen Erbsünde und Quelle alles Unglückes, das Urtheil der Seele verändert. Daher ist es denn leichter, sich selbst aus lange vergangenen Handlungen, aus den Beschäftigungen der Jugend, aus der erhaltenen Erziehung, aus den frühesten Bekanntschaften zu beurtheilen. Hat sich gleich spätterhin der Karakter verändert, so darf man doch zuverläßig glauben, daß die frühern Jahre unsrer Jugend, und alles, was wir während denselben gethan, gelernet, erfahren, und gelitten haben, die Grundlage unsrer dermaligen Seelenstimmung ausmachen, und der Mensch mit den nämlichen Anlagen,

Neigungen, und Trieben fortwirkte, die die Natur in ihn gelegt hat, und welche durch Zeit und Umstände nur besser entwickelt worden. Zugleich aber sind die Folgen früherer Gebrechen schon wieder theils verbessert, theils gänzlich aufgehoben, und durch spätere Tugenden vergütet worden, daß wir mit freyem unbefangenen Herzen darüber urtheilen, und daraus auf unsern Karakter schliessen können.

Endlich kann man die Eigenliebe auch durch die Vorstellung des Nutzens, welcher aus der Selbsterkenntniß entspringt, überwinden.

Klugheit ist die Grundlage des äusserlichen Wohlstandes, nichts aber ist für die Klugheit so vortheilhaft, als Selbsterkenntniß. Sie lehrt uns unsre Kräfte schätzen, und rathet von Unternehmungen ab, die unsre Kräfte übersteigen. Indem wir durch sie unseren Werth, und die Stelle erfahren, den wir in der menschlichen Gesellschaft behaupten dürfen, mäßiget sie die eitlen Prätensionen auf Achtung, bewahrt uns vor lächerlicher Praleren, und hilft uns durch

vernünftige, von Hochmuth und Erniedrigung gleich weit entfernte Bescheidenheit die Achtung und Liebe der Menschen gewinnen.

Ist nun einmal die Eigenliebe bezwungen, kann sie uns nicht mehr so leicht in dem Urtheile über uns selbst verblenden, so mag auch das stille Nachdenken über die Geschichte eines jeden Tages ein mächtiges Hilfsmittel zur Vervollkommung der Selbsterkenntniß seyn. Jeder Tag ist ein Bild des ganzen menschlichen Lebens. Mit neuen Kräften, und frohem Sinne gehen wir gleichsam als Jünglinge am Morgen den Geschäften des Tages entgegen. Noch sind die Schicksale unbekannt, die er herbeyführen wird, oft zieht ein dumpfes Gewitter herauf, und vernichtet die Früchte unserer Arbeiten, und ehe wir uns von diesem Schlage erholt, schleicht der Abend heran, und bald hemmet die düstere Nacht die abschwindende Thätigkeit des ermüdenden Sterblichen. Dann folgt wohlthätiger Schlaf, und Vergessenheit, die wunden Herzen zu trösten. —

Aber so wie der Weise am Ende seiner Laufbahn noch einmal die Geschichte seiner Pilgrimschaft durchgehet, und mit dem Andenken des gewirkten Guten sanft in jene Welt hinüberschlummert, so verfliesset dem Edlen kein Tag, an welchem er nicht einige ernste Blicke auf die Begebenheiten desselben zurücke wirft. * Welche Zeit wäre auch geschickter dazu? Nun ist man von den Pflichten des geselligen Lebens entbunden. Die Ruhe, die jedes lebende Wesen sucht, vergönnet auch jeder Sterbliche seinem Bruder. Nun kehren die Bilder des Tages zurück, und liefern der freyen Seele ein Schauspiel. Ihre Thaten sind in das Buch der Ewigkeit geschrieben, und kein Gott kann sie daraus vertilgen. In diesen Augenblicken, wo es nicht um äusserliche Ehre, sondern um Ruhe des Herzens zu thun ist, schweiget die Eigenliebe gerne, und unsere Handlungen erscheinen im wahren Lichte. O wie süß ist es dann, mit dem Bewußtseyn guter Absichten

---

* Siehe die Stelle des Ausonius am Ende dieses Aufsatzes.

zu entschlummern, und wie wenig kann da Täuschung der Eigenliebe zur Beruhigung des sich nach Friede und Erhollung sehnenden Herzens beytragen! Dieß kann nur die Wahrheit.

Ueberhaupt wirket, so wie bey jeder Wissenschaft, also auch in der Selbsterkenntniß, das Edle des Zweckes den besten Fortgang. Die Ueberzeugung von dem Werthe dieser Erkenntniß, die redliche Absicht, durch selbe immer besser und glücklicher zu werden, bewirket die Aufmerksamkeit auf sich selbst, schärfet den Blick in das Innere, und läßt uns keine Gelegenheit versäumen, wo wir einen Zug unsers Karakters entdecken können; jede Entdeckung bahnt einer neuen den Weg, jede Anstrengung erleichtert das fortgesetzte Bestreben, und diese ununterbrochene Bemühung erzeuget endlich die Wissenschaft seiner selbst.

Lohnt es aber der Mühe, mit solchem Ernste sich der Erkenntniß seiner selbst zu widmen? Trägt sie wirklich so viel zur Weisheit und Glückseligkeit bey, daß wir sie zum vorzüglichsten Geschäfte unsers Lebens machen sollen?

Ja, gewiß ist sie die Grundlage der Weisheit, und eine vorzügliche Quelle der Zufriedenheit. Wollen wir glücklich leben, so müssen wir nicht nur die Gegenstände kennen, die uns umgeben, von denen wir abhangen, sondern wir müssen auch unser Selbst, als den Mittelpunkt, worauf sich alles Aeusserliche bezieht, zu beurtheilen wissen. Dadurch werden wir in den Stand gesetzt, unsere Pflichten, unsere Bestimmung zu erkennen, welche Lebensart die zuträglichste für uns sey, was wir zu unserm Hauptgeschäfte machen sollen, wodurch wir der Welt am meisten nützen können. Wir lernen die Klippen unserer Ruhe, und Tugend kennen, und sie in Zukunft sorgfältiger vermeiden; wir erfahren, wie weit wir es in moralischer Vollkommenheit gebracht haben, welches die größten Hindernisse unsrer Fortschritte seyen, und wie wir uns künftig verhalten sollen, um sie zu überwinden.

Aber dieß ist nicht die einzige Frucht der Selbsterkenntniß. Die Eigenliebe ist die vornehmste Quelle des Mißvergnügens und Un-

heils auf der Erde. Sie verfälschet die Begriffe, schildert den schwachen Sterblichen stark, oder schlägt ihn durch übertriebene Vorstellung seiner Schwäche bis zur gänzlichen Versunkenheit des moralischen Gefühles nieder; sie erfüllt ihn mit tausend Bildern seiner Vortreflichkeit, mit übermäßigen Ansprüchen und Foderungen auf die Achtung seiner Mitbrüder; sie macht, daß der Mensch in eitle nichtswürdige Dinge einen grossen Werth setzet, andere darum beneidet, sie ihnen raubet, und sie auf alle mögliche Weise unter sich zu erniedrigen sucht; und wenn er dann all diese so sehnlich verlangten Güter errungen, so fühlet er ihr Nichts. Unzufrieden, sich getäuscht zu haben, sucht er in seinem Herzen die Rechtfertigung seiner Handlungen; aber ach, auch hier spricht nichts für ihn, sondern ein ungebildetes verwahrlostes Herz vollendet erst sein Unglück.

Nicht also bey dem Rechtschaffenen, der sich selbst kennen gelernet. In ihm hat Wahrheit über die Eigenliebe gesiegt. Die Verhältnisse, in welchen er mit seinem Schöpfer, mit

seinen Brüdern, mit dem Schicksale und seinem eigenen Herzen stehet, sind ihm bekannt. Weder Neid, noch Eitelkeit stört seine Ruhe; er weiß die Menschen zu schätzen, und kennet seinen Werth, aber auch seine Gebrechen, und dieß erzeuget in ihm die wahre Demuth, die so liebenswürdig ist. Und sollte auch das Gefühl seiner Schwachheit in ihm überwiegend werden, sollte er das reinste Zeugniß seines Herzens für verdächtig halten, und sich kränken, daß es dem Menschen versagt ist, hienieden seinen Werth oder Unwerth vollkommen zu erkennen, so wird die ewige Quelle aller Wahrheit ihn durch den stillen Trost erheben, daß einst der Ausspruch des untrüglichsten, und besten Richters das schüchterne Urtheil des Redlichen von sich selbst bestättigen werde. —

Selbst-

Selbstprüfung,
ein Anhang zu der vorstehenden Vorlesung.

Als Richter seiner selbst stellt jeder edle Mann
Tagtäglich über sich die strenge Frage an.
Ihm drückt zur süssen Ruh
Der Schlummer eher nicht die müden Augen zu,
Als bis er nicht des langen Tages Thaten,
Die seine Bahn bezeichnet hatten,
Durchgieng. — Wo, fragt er sich,
Hab' ich die Gränzen überschritten?
Wo Zeit und Ort verfehlt?
Und wenn ich beydes recht gewählt,
War's Güte und Vernunft,
Die so zu handeln riethen?
Was hab' ich übersehn? Und warum ließ ich mich
Von einem Satze, der nicht Prob hielt, leiten?
Verlangt ich, was zu fliehen besser war?
Wo Ehr' und Vortheil miteinander streiten,

Warum stellt letzterer sich mir erwünschter dar,
Wenn mich nur Tugend rührt? —
Wen hab ich heut durch Wort und Blick gekränket;
Warum ist's immer blos Natur, die mich noch lenket,
Und nicht der Weisheit Ruf? — So spürt
Von That zu That der Gute seinem Herzen nach;
Ihm zeigt enthüllt sich jedes Fach.
Bestürzt, wenn er gefehlt, durchdringt
Ihn auch Zufriedenheit, wenn Gutes ihm gelingt.

Ausonius.

Vir bonus et Sapiens —
Judex ipse Sui, totum se explorat ad unquem.
Non prius in dulcem declinat lumina somnum,

Omnia quam longi reputaverit acta diei.
Quae prætergreſſus? Quid geſtum in tempore? Quid non?
Cur iſti facto decus abfuit, aut ratio illi?
Quid mihi præteritum? Cur hæc ſententia ſedit,
Quam rectius mutare fuit? —
Quid volui, quod nolle bonum foret? utile honeſto
Cur malus antetuli? Num dicto aut denique vultu
Perſtrictus quisquam? Cur me natura magis
Quam diſciplina trahit? — Sic dicta et facta per omnia
Ingrediens, ortoque a veſpere cuncta revolvens,
Offenſus pravis, dat palmam et præmia rectis.

Auſon. Eidyll. XVI.

Ueber den Umgang mit sich selbst, eine Vorlesung.

Homo sum; humani nihil a me alienum puto.

Der innige Wunsch, das Geburtsfest meines theuersten Vaters auf eine nützliche Art zu feyern, hat mir den Muth eingeflösset, den Faden meiner Betrachtungen über die Kenntniß seiner selbst, welche im vergangenen Jahre so gütig aufgenommen wurden, fortzuführen, die wenigen Früchte meines Nachdenkens auch heuer dem Urtheile meiner verehrtesten, nachsichtsvollen Zuhörer zu unterwerfen, und wenigstens zu einem Stündchen des heutigen Tages einigen Stoff zur Unterhaltung zu liefern.

Der Tag, welcher das Andenken unsrer Geburt erneuert, scheint vorzüglich geschickt zu seyn, auch das Nachdenken über all unsre er=

littenen Schicksale, über das, was im Drange aller dieser Ereignisse aus uns geworden ist, zu erregen.

Erst unbehilflich als Kind, allen Eindrücken der Natur, allen menschlichen Anordnungen, aller Gewalt der uns umgebenden Kräfte ausgesetzt; dann als Jüngling dem unlenksamen, oft blinden Schwunge der Leidenschaften preisgegeben, und oft von dem vermessenen Fluge in das Meer der menschlichen Drangsalen herabgestürzt; als Mann endlich in die Sorgen des Lebens verstrickt, an den sparsamen Herd gebunden, an die niederdrückenden Lasten der Hausregierung, der Erziehung, der manigfaltigen Geschäfte, und öffentlichen Aemter gespannt, — wird jeder erkennen, wie weit er vom anfangs ausgesteckten Ziele verrückt worden, er wird nicht mehr dem Schicksale gebiethen wollen, sondern zufrieden seyn, wenn er aus diesem Drange der Begebenheiten, Erfahrungen, und Kämpfe, ein gutes, weises Herz gerettet hat, und in sich selbst Trost für das Vergangene, und Stärkung für die Zukunft finden kann.

Schon dieses erkläret den Nutzen, der aus der Kenntniß seiner selbst entspringt; es machet aber auch begreiflich, wie es möglich sey, mit sich selbst umzugehen, sich selbst als ein moralisches Subjekt zu betrachten, und aus diesem Umgange Trost, Zufriedenheit, und Kräfte für die noch übrige Laufbahn zu schöpfen.

Daher ist der Umgang mit sich selbst der Gegenstand meiner heutigen Rede. Ich will untersuchen, wie es möglich sey, mit sich selbst umzugehen, wie man mit sich selbst umgehen soll, und was für Früchte man davon zu gewarten hat.

1. Nur zu oft sind in dem Menschen zwo verschiedene Personen vorhanden. Wenn keine Leidenschaft, kein heftiger Wunsch die Seele bewegt, wenn die Gründe einer Handlung bestimmt, unzweifelhaft vor uns liegen, dann handeln wir freylich nur als eine Person; alle Kräfte gehorchen der Seele, und ihre Wirkung ist gerade und einförmig. Aber nicht immer befinden wir uns in diesem glücklichen Zustande des deutlichen Bewußtseyns, was wir zu thun

haben. Die Vernunft widerrathet, was das Herz wünscht; Gründe werden von Gründen widerlegt; eine Willkühr, von dunkeln Vorstellungen bestimmt, verleitet uns zu Handlungen, die nachher die bessere Ueberlegung wieder bereuen macht; und so liegen wir den größten Theil des Lebens mit uns selbst zu Felde, glücklich genug, wenn die meistenmale die Vernunft die Oberhand behält.

Der Mensch vereiniget also gleichsam zwo Seelen in sich, ein Wesen, welches handelt, und wirkt, und eines, welches richtet, lehrt, rathet; zwar im Grunde ein und eben dasselbe Wesen, ein und eben dieselbige Seele; aber doch leitet uns das eigene Gefühl auf diesen Unterschied: ein Gefühl, welches jeder meiner verehrungswürdigen Zuhörer in sich selbst wird erfahren haben.

Wenn wir unglücklich sind, wenn unverschuldete Leiden uns niederdrücken, wenn wir verkannt werden, dann lassen wir uns nur zu gerne in folgendes Selbstgespräch ein:

„Armes Herz, wie sehr leidest du „nicht! Wann wird des bangen Klopfens, „der durchdringenden Stiche ein Ende wer„den? Und hast du es wohl verschuldet? „Was hast du deinem Verfolger zu leide „gethan? oder konntest du dasjenige un„terlassen, wodurch du seinen Zorn ge„reitzt hast? war es nicht deine Pflicht, die „dir also zu handeln befahl? Geduld! Du „bist vielleicht besser als er! sey nur vor„sichtig, und klug, sey nachgiebig, hand„le nur so, daß du nicht selbst dein eige„ner Ankläger seyn mußt!“

Es seyen nun diese Tröstungen wahr, oder von der Eigenliebe erschlichen, so ist es doch der Erfahrung gemäß, daß wir in der gegebenen Lage, im Stillen beyläufig so zu uns sprechen, und auf du und du mit unserm Herzen, mit unserm theuern Ich vertraut leben.

Diese Wahrheit wird noch einleuchtender, wenn man die verschiedenen Arten betrachtet, nach der die Menschen sich selbst beurtheilen,

was

was sie ihren Leidenschaften nachsehen, wie sie im Unglücke sich selbst trösten, was sie ihren Kräften zutrauen.

So mancher Vornehme, dem es am innern Gehalte der Gedanken und Empfindungen mangelt, findet nirgends größere Langweile als bey sich selbst. Eine Unterhaltung muß der andern die Hand biethen, und die Aufmerksamkeit auf das Innerliche, auf sich selbst zerstreuen; diese wird stets an äußerliche Gegenstände geheftet, und ein solcher Mensch ist sich selbst immer fremd. — Aus einem verschiedenen Grunde flieht der Böse den Umgang mit sich selbst, die vertrautere Bekanntschaft mit seinem Herzen, in welchem er nichts als Unvollkommenheit und Häßlichkeit entdecken würde. — Andere wissen sich zu bereden, daß ihre Fehler Tugenden seyen: sie schmeicheln sich, und entschuldigen ihre Schwachheiten, indem sie sich eine bequeme Moral schmieden. — Andere grübeln jede Falte ihres Herzens aus; eine kränkliche Leibesbeschaffenheit macht sie aufgelegt,

nur Unvollkommenheiten in sich zu finden, sie fürchten, sich selbst zu lieben, der Umgang mit sich selbst macht sie unzufrieden, auf ihre besten Gefühle mißtrauisch, kleinmüthig, zaghaft und unglücklich.

2. Alles dieses zeigt also, daß man mit sich selbst auf eine verschiedene Art umgehen könne; woraus dann die natürliche Frage entstehet, welches die beste Art dieses Umganges ist. Um dieses zu erkennen, darf man nur die Regeln des Umganges mit andern Menschen erwägen, und dann auf sich selbst, auf den Umgang mit seinem eigenen Herzen anwenden.

Die Kenntniß der Menschen, ihres Karakters, den sie in der politischen, und moralischen Welt besitzen, ist der Grund, auf welchen unser Betragen mit ihnen gebauet seyn muß. Eben so soll man auch sein eigenes Herz kennen, um es weder zu gelind, noch zu strenge zu behandeln. — Vorzüglich sollen wir nie vergessen, daß wir gebrechliche Menschen sind, von denen keine englische Vollkommenheit

gefo=

gefodert werden kann. Die Kenntniß unsrer selbst soll nicht zu unsrer Erniedrigung, sondern dazu dienen, um die Klippen der Leidenschaften, an denen unser Glück, und unsre Zufriedenheit scheitern kann, zu vermeiden. Wir sollen unsre Kräfte, Talente, Neigungen, und das Hauptspiel derselben kennen, um erstere nie über ihr Vermögen anzustrengen, und letztere zu unserer Glückseligkeit am besten zu ordnen. Auch das Gute, so an uns ist, soll unsrer Aufmerksamkeit nicht entgehen, weil es Hochachtung gegen sich selbst erzeugt.

Denn auch im Umgange mit der Welt sind wir verbunden, die Menschen zu schätzen, und ihren Verdiensten Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Wir müssen ihre guten Eigenschaften, die bessere Seite an ihnen hervorsuchen; eine Pflicht, welche dem guten Herzen so leicht und natürlich ist.

Und diese Eigenschaft des guten Herzens hat auch im Umgange mit sich selbst statt.

Denke, daß ein unendlich erhabenes Wesen dich seiner zärtlichen Vatersorgfalt würdiget, daß es so viele Anstalten zu deiner Glückseligkeit getroffen hat. Denk an deine Würde, o Mensch! und ehre dich selbst! — Erinnere dich oft deiner guten Regungen, deiner bessern, obschon mißlungenen Absichten; freue dich im Stillen deines uneigennützigen Wohlwollens, deines obgleich fruchtlosen Bestrebens für das Beßte des Vaterlandes, der Stadt in der du lebest, der Familie, zu der du gehörest, freue dich des mit jedem Tage wachsenden Reichthums deiner Kenntniße, und erzeuge so ein Gefühl deines Werths in dir, welches dich abhalten wird, durch Handlungen, die deiner bessern Ueberzeugung entgegen sind, dich zu erniedrigen, und in deinen eigenen Augen zu verunstalten.

Ehre, liebe dich selbst! Die Liebe ist das Bestreben glücklich zu machen, und in dem Wohlseyn des Geliebten sich selbst glücklicher zu fühlen; sie veredelt ganz vorzüglich den Umgang; sie giebt den Werken der Wohlthätig-

keit ihren Werth; sie erzeuget Wohlseyn, und lohnt mit Glückseligkeit. Aber der Grundstein der Liebe dünkt mich Bescheidenheit, und die Entfernung von allen übertriebenen Ansprüchen zu seyn. Sich zwar schätzen, aber nicht übermäßig schätzen; sich zwar kennen, aber andere dabey nicht verkennen, dieses ist die Mittelstrasse zwischen Achtung für sich selbst, und zu tiefer Erniedrigung. Derjenige wird die Herzen der Menschen am meisten gewinnen, der sie nach ihren Verdiensten schätzet, und dabey so viel Werth auf sich selbst setzt, daß seine Freunde ihre Achtung keinem unwürdigen Gegenstande zu schenken fürchten. Und diese Erfahrung dünkt mich auch auf den Umgang mit sich selbst anwendbar zu seyn. Keine zu hohen Begriffe von eigener Weisheit, und Tugend haben; immer des Looses der menschlichen Natur, unsrer Schwachheit eingedenk seyn, dieses halte ich für die Bescheidenheit, die wir im Umgange mit uns selbst nöthig haben, und die uns vor tausend schmerzlichen Empfindungen bewahret, welche zu hohe, und unerfüllte Ansprüche auf äusserliche Achtung verursachen.

Dazu wird aber auch die Herrschaft über heftige, hinreißende Leidenschaften erfodert. So, wie derjenige, der sich nicht verläugnen, und vergessen kann, und immer nur auf sich, auf die Befriedigung seiner Wünsche denkt, unfähig ist, die Mittel zur fremden Wohlfahrt zu sehen, noch minder sie anzuwenden, so wird auch derjenige, der nicht über sich selbst zu gebiethen weiß, das, was ihm wahrhaft vortheilhaft ist, übersehen, sich sein eigenes Unglück bereiten, und gleich einem Rasenden sich selbst Leid zufügen.

Sind nun aber auch die heftigen Leidenschaften zur Ruhe gebracht; so müssen wir im Umgange mit der Welt auch die Kunst verstehen, andere glücklich zu machen, welche darinn bestehet, ihre Bedürfnisse, das, was ihnen wahrhaft nützlich ist, zu kennen, und diesen Zweck, ihr Wohl auf die beste Art zu befördern, beständig uns vorzusetzen. Und dieses soll auch bey dem Umgange mit sich selbst beobachtet werden.

Wir sollen nicht nur kennen, was unsrer Natur am zuträglichsten ist, sondern auch bey

der Beförderung unsers Glücks immer die besten edelsten Zwecke vor Augen haben.

Trachtet nach Gütern, welche die Motten nicht verzehren, und der Zahn der Zeit nicht benagen kann. Immer aufgeklärter, weiser, und besser zu werden, in sich die Quellen der Zufriedenheit und Glückseligkeit zu eröfnen, dieß ist die wahre, vollkommenste Liebe seiner selbst, weil sie nicht, gleich der Eigenliebe, auf die Trümmer fremder Wohlfahrt gebauet ist.

Ist man sich immer der besten, reinsten Absichten bewußt, so wird sich auch Heiterkeit über unser ganzes Wesen ergiessen, wir werden uns immer im wahren natürlichen Licht erblicken, weder zu hastig uns selbst verurtheilen, noch wegen einigen guten Handlungen übernehmen, und niemals das zur Heiterkeit so nöthige Gleichgewicht verliehren. Wer zieht nicht den still und ruhig empfindenden heitern Gesellschafter demjenigen vor, der stets ein Spiel seiner Launen ist, und dich in dieser Minute als Freund und Bruder umarmet, und in der folgenden dich nicht mehr zu kennen

scheint? Auch gegen dich selbst beobachte eine Gleichmüthigkeit, die jederzeit durch das wahre Urtheil über dich selbst geleitet wird, und weder in unmäßige Liebe noch Abneigung gegen dich selbst ansartet.

Diese Gleichmüthigkeit, dieser stets heitere Sinn wird uns allein in Stand setzen, stets aufrichtig gegen uns selbst zu seyn. Wer seiner stets Meister ist, sich weder zu sehr erhebet, noch erniedriget, sich immer guter, reiner Absichten bewußt ist, hat nicht Ursache, sich zu verstellen, am wenigsten sich selbst durch eine affektirte Gemüthsstimmung zu betrügen; er darf sich nichts verhehlen, was in seinem Herzen ist, und wenn er auch etwas sich vorzuwerfen findet, so hilft ihm eine andere gesellschaftliche Tugend diese Gebrechen ertragen, und wie gegen andere, so auch gegen sich selbst duldsam zu seyn.

Dieses ist aber gewiß eines der schweresten Stücke im Umgange mit sich selbst. Was uns mit andern Menschen unzufrieden macht, rührt theils von der geringen Kenntniß her, die wir

von ihren Fähigkeiten, von dem Zusammenhange ihrer Leidenschaften, von den Umständen haben, die zusammen ihren Karakter hervorbrachten; theils von unsern kleinen, eigennützigen Absichten, wenn sie durch die Handlungen anderer Menschen durchkreuzt, und vereitelt werden. Dieses hat auch bey uns selbst statt. Wir kennen uns zu wenig; wir unternehmen Dinge, wozu unsre Kräfte nicht zureichen; wir halten uns für gut, und unvermuthet kömmt eine Gelegenheit, wo wir aus unserm Betragen, und unläugbaren Empfindungen das Gegentheil von uns schließen müssen; wir wollen den Gang der Natur nach unserm kurzsichtigen Willen umschaffen; oft begehren wir ein Gut, welches uns die weise Vorsehung gütig genug versagt, oder der Besitz dieses Gutes überzeugt uns, daß wir unser eigenes Unglück gewünschet haben. Wer kann sich in solchen Fällen der Unzufriedenheit mit sich selbst erwehren?

Und doch, gleichwie es möglich ist, gegen fremde Fehler Duldung und Nachsicht zu ha-

ben, also muß es auch möglich seyn, sich selbst mit all seinen Fehlern, und Gebrechen zu ertragen.

Erinnere dich, daß du ein Mensch bist, dem es nicht erlaubt ward, sich über die Gränzen seiner Natur hinauszuschwingen. Sieh auf andere Menschen, auch sie sind mit manigfaltigen Schwachheiten behaftet; du sollst dich nicht besser dünken als sie; bey deinen anderwärtigen Vorzügen schäme dich deiner Mängel nicht. Nur die stolze Eigenliebe kann dich verblenden, dich mit unermeßlichen Foderungen und Ansprüchen erfüllen, und wenn du diese nicht erreichen kannst, dich mit Beschämung kränken. Vielmehr sey es immer dein Trost: Homo sum, humani nihil a me alienum puto.

Auch ist nicht alles auf einmal gethan; die Quelle der Zufriedenheit, innerliche Güte, ist nicht das Werk eines Tages, eines Jahres, sondern des ganzen Lebens. Wie viele mißlungene Versuche mußte sich nicht der große Künstler gefallen lassen, der itzt Werke der Unsterb-

lichkeit schaft? selbst diese mißlungenen Versuche waren vielleicht zu seiner Größe nöthig. Dieses Mißvergnügen mit uns selbst, zeuget, daß wir etwas bessers kennen, aber noch nicht zu erreichen vermögen; es fodert schlumernde, verborgene Kräfte in uns auf, und belebt unsre Thätigkeit. O wie vergnügt sieht man nach einiger Zeit auf diese Stunden des Mißvergnügens und Kämpfens zurück!

Also beziehen sich die Regeln des Umgangs mit sich selbst in Kürze dahin:

„Kenne dich, und suche dich immer „besser zu kennen. Ehre dich selbst mit „Bescheidenheit, und Erkenntniß andersei„tiger Vorzüge. Sey Herr deiner Leiden„schaften, veredle deine Absichten; sey „gleichmüthig und heiter, und aufrichtig „gegen dich selbst, vor allem aber lerne „dich selbst ertragen.“

3. Und wer wird nicht eingestehen, daß ein nach diesen Regeln geordneter Umgang mit sich selbst von guten, glücklichen Folgen sey? — Wenn die Welt unsre besten Absichten verken-

net, wenn unser redlichster Eifer fruchtlos ist, ja vielmehr die entgegengesetzten Wirkungen hervorzubringen scheint, o dann steht noch ein schuldloses, reines Herz in uns selbst zu unsrer Zuflucht offen! Vor diesem Richterstuhle des innerlichen Verdienstes wird nicht auf die Folgen, sondern auf die Absichten der Handlungen gesehen.

Wohl dann uns, wenn diese sich in ihrer unbescholtenen Reinigkeit darstellen! wenn wir uns selbst das stille Zeugniß geben können, daß wir nur Gutes gewollt, nur unsrer Pflicht gelebet haben! Wie leicht werden wir uns über das Urtheil der Welt beruhigen, und welch ein tröstendes Vertrauen auf denjenigen setzen können, der auch, mehr auf das Herz, als die Werke sieht; sich der Kräfte der Menschen, nur zur Ausführung seiner unergründlichen Absichten bedient, und ihnen nur das Verdienst läßt Gutes, selbst über ihr Vermögen zu wollen!

Bey diesem Vertrauen auf den gerechtesten Richter muß auch die Zufriedenheit mit sich

selbst, die Geschicklichkeit sich selbst zu ertragen, zunehmen. Wenn dieser vorzüglich auf das Herz sieht, so därfen wir um die Folgen unserer Handlungen nicht mehr so ängstlich bekümmert seyn.

Die Vorwürfe, die wir uns zu machen haben, werden gelinder: je besser unsre Absichten sind, desto weniger werden wir sie verfehlen; und so werden wir immer weniger Ursache haben, über mißlungene Unternehmungen unzufrieden zu seyn. Indem wir auf solche Art den Werth des Lebens immer mehr empfinden, und schätzen lernen, werden wir auch an Klugheit, an Mitteln, es immer besser zu genießen, reicher; durch den vertrauten Umgang mit uns selbst immer mehr mit unsern Kräften, Neigungen, und mit dem, was uns wahrhaft gut und nützlich ist, bekannt gemacht, ordnen sich die Triebe, biethen sich Maaßregeln zur Erfüllung erreichbarer Absichten dar; wir wollen nur, was wir können, und erlangen, wornach unsre gemäßigten Wünsche streben.

Sollten sich aber alle diese glücklichen Folgen nicht ergeben, so sollte doch diese Betrachtung den Umgang mit sich selbst empfehlen, daß wir wohl keinen nähern, beßern Freund haben, als uns selbst. Niemand kann so uns kennen, Niemand ist mehr für uns bekümmert, als wir für uns selbst. Wenn wir nun den Verstand mit manigfaltigen Kenntnißen versehen, das Herz mit edeln Empfindungen ausgeschmückt, das Gewissen mit guten Handlungen zufrieden gestellet haben; o wie süß ist es dann, in jeder schweren Stunde in sich selbst zu kehren, und in unserm eigenen Herzen Trost und Stärkung zu suchen! Diese Erfahrung allein würde uns überzeugen, daß der vernünftige Umgang mit sich selbst ein Bedürfniß des gebildeten Menschen, und eine Quelle der innerlichen Zufriedenheit ist. —

Sollten meine verehrtesten Zuhörer einen eben so gründlichen, als angenehmen Vortrag über den gegenwärtigen Stoff verlangen, so ist gewiß nichts schöners zu finden, als was Freyherr von Knigge in seinem vortreflichen

Buche über den Umgang mit den Menschen in einem eigenen Kapitel des zweyten Theils über den Umgang mit sich selbst sagt. Nicht minder sind die Betrachtungen, welche der edle, liebenswürdige Kaiser Antonin über sich, und an sich selbst geschrieben, das herrlichste Beyspiel eines weisen, vertrauten Umganges mit sich selbst, und die hieraus zu schöpfenden Früchte. *)

Theuerster Vater! nicht nur die innerliche Zufriedenheit, welche aus dem vernünftigen Umgange mit sich selbst entspringt; sondern auch jedes Glück des Lebens, suchen die von Liebe und Dankbarkeit gerührten Herzen Ihrer Kinder für Sie vom Himmel zu erflehen. Wenn der Segen der Aeltern die Kinder glücklich macht;

---

*) Auch der verkannte Weishaupt hat eine vortrefliche Abhandlung über die Selbstkenntniß herausgegeben, welche in der montag = und weißischen Buchhandlung zu Regensburg im Jahre 1794 erschienen ist.

warum sollte der gütigste Gott nicht auch die Bitten der Kinder erhören, und den besten, geliebtesten Vater, dessen Wohlthaten ihr Dankvermögen übersteigen, so gesund, vergnügt und glücklich erhalten, als sie es von dem Höchsten nicht nur heute, sondern täglich zu erbitten streben? Ja, Gott lasse Sie den heutigen freudenvollen Tag bis in das späteste Alter gesund und vergnügt erleben. O daß wir zu diesem Vergnügen nur recht viel beytragen könnten!

Ueber die Mode.

Eine Vorlesung am Geburtstage meines Vaters. 1792.

Schon öfters hatte ich das Vergnügen, zu der Feyer des heutigen Tages einen Beytrag durch eine kleine Rede zu liefern; da sie jedesmal mit so vieler Nachsicht aufgenommen wurde, so wage ichs auch heute, ein solches unbedeutendes Opfer darzubringen, und nebst meinen kindlichsten Wünschen auf den Altar zu legen, von welchem die frömmsten, heißesten Gebethe für das Wohl und die lange Erhaltung des besten Vaters zum Himmel emporsteigen.

Diese Wünsche sind freylich nur wiederholte Ausdrücke von Empfindungen, die immer die nämlichen sind, und es auch bis an mein Grab bleiben werden; aber eben darinn soll ihr kleines Verdienst bestehen; — und zu dem, was

ist wohl ganz neu auf dieser Welt? was sind alle Erscheinungen auf dieser Erde, als Veränderungen der Formen, Verschiedenheit der Gestalten, die ein, und dasselbige Wesen zu verschiedenen Zeiten hat?

Diese Verschiedenheit, diese immerwährende Umwandlung ein und desselbigen Gegenstandes ist vorzüglich bey der Mode sichtbar, in welcher die Unerschöpflichkeit des menschlichen Witzes in ihrer lebendigen Gestalt erscheint.

Da der menschliche Blick nicht in das Innere der Natur zu dringen vermag, da uns fast nicht mehr, als die Aussenseite der Dinge zu kennen vergönnet ist, so können auch Gedanken über die Mode einiges Interesse haben, und aus diesem Grunde ist sie heute der Gegenstand meiner Betrachtung geworden.

Was ist die Mode? Wie ist sie in der menschlichen Natur gegründet? Unter welchen Umständen blüht sie empor? Wie weit erstreckt sich ihr Gebieth, und ihre Herrschaft? Welchen Einfluß hat sie auf Staatswohlfarth, und auf

das Privatglück der Menschen, auf ihre moralische Bildung? Dieß sind die Fragen, deren Beantwortung ich hier der Prüfung meiner verehrtesten Zuhörer unterwerfen will.

Anfangs ordnete das Bedürfniß unsre Wohnungen, unsre Tafel und Kleidung an. Pfähle in die Erde geschlagen, mit Zweigen verflochten, mit Rinden bedeckt, waren vielleicht die erste Zuflucht wider das Ungemach der Witterung. Der Hunger ließ zwischen den rohen Früchten, der Milch und dem Fleische der Herden nicht viele Wahl übrig, und ihre Felle waren Anfangs gut genug zur Bedeckung. Aber jemehr der Mensch die Natur durch Kunst bezwungen, je reicher er an Erfindungen geworden, seinen Bedürfnissen abzuhelfen, desto freyer wurde seine Wahl in dem Gebrauche der Mittel. Bald sah er nicht allein auf das Nothwendige und Nützliche, sondern auch auf das Angenehme und Schöne, und diese Bemühung, in seiner Wohnung, Kost und Kleidung das Angenehme und Schöne mit dem Nothwendigen und Nützlichen zu verbinden, entwickelte

in ihm allmählig jene Fähigkeit; die man im Allgemeinen Geschmack nennt.

Nun bildete sich aber auch sein Umgang; er wollte sich nicht nur verständlich machen, sondern auch die Liebe seiner Mitmenschen gewinnen, und ihnen gefallen; sein Betragen wurde sittlicher, und er unterwarf sich gewissen Regeln des Wohlstandes; so wie er in den Werkzeugen seiner Bedürfnisse auf Schönheit sah, so nahm er auch in seinem Betragen darauf Rücksicht.

Die Mode äussert sich also in den Sachen, die wir zum Gebrauch unsrer Bedürfnisse umschaffen, und in den Handlungen, wodurch wir zu gefallen suchen; und gleichwie in jenen nicht so fast die Nothwendigkeit, als Schönheit die Hauptsache ausmacht, so wird auch in den Handlungen, die in das Gebieth der Mode gehören, nicht so sehr auf Rechtmäßigkeit, als vielmehr auf den Anstand und das Gefällige gesehen.

Die Mode ist also diejenige Art zu wohnen, zu speisen, sich zu kleiden, und miteinan-

der umzugehen, die in jedem Zeitalter bey dem kultivirtesten Volke für die beste, und gefälligste gehalten wird. Denn in jedem Jahrzehende, ja in noch kürzern Perioden ändert die Mode ihre Gesetze, und darinnen scheint eine ihrer vorzüglichsten Eigenschaften zu bestehen.

Woher aber ist diese Veränderlichkeit? Meines Erachtens ist die Manigfaltigkeit aller möglichen Formen so groß, daß eine unzahlbare Menge davon in Vorschein kommen muß, bis die schönste ans Taglicht gebracht wird. So wie in andern Stücken der menschliche Geist tausend Versuche machen muß, ehe er die gesuchte Vollkommenheit findet, so mag vielleicht auch hier die schönste, vollkommenste Form nur nach tausend vergeblichen Versuchen gefunden werden; oder vielleicht soll sie hier gar nicht gefunden, sondern der menschliche Geist nur geübt werden in dem Bestreben, das Schöne zu suchen, und zu erkennen; was es immer ist, so erhellet daraus ei , warum der Geschmack so veränderli ist.

Die zweyte Ursache ist der natürliche Hang zur Veränderlichkeit. Sogar das Beste, und Vollkommenste auf dieser Erde gefällt nur auf eine Zeit, und mißfällt durch seine lange Dauer. Daher veralten auch die zweckmäßigsten, bequemsten Moden, ungeachtet sie auch schön waren: vergebens können sie gegen den veränderlichen Geschmack der Menschen ihre Fortdauer behaupten; diese Veränderlichkeit siegt; wenn sie auch etwas schlechters giebt, so ist es willkommen, weil es nicht das alte ist, weil es dem menschlichen Witze eine neue Beschäftigung darbiethet.

Ausser dem angebohrnen Bestreben des menschlichen Geistes, das Schöne zu finden, ausser der unendlichen Manigfaltigkeit der Formen, welche die Regeln der Schönheit und des Geschmacks so wankend macht, ist die Mode noch auf eine sehr allgemeine Eigenschaft der menschlichen Natur, auf die Nachahmung gegründet. Die Nachahmung schmeichelt auf einer Seite der Trägheit; denn sie überhebt uns der Mühe, selbst etwas zu erfinden, selbst

unsre Denkungskraft anzuspannen; auf der andern Seite schmeichelt sie demjenigen, den wir nachahmen; sie macht ihn glauben, daß wir aus wahrer Ueberzeugung das thun, womit er uns durch sein Beyspiel vorgehet; sie macht uns denjenigen geneigt, dessen Betragen wir durch Aehnlichkeit zu billigen scheinen. Und stehet er auf einer erhabenen Stufe des Ranges, so erheben wir uns mit ihm, und theilen seinen Glanz und sein Ansehen mit ihm. Gründe genug, das Betragen der Angesehensten, und Grossen im Volke nachzuahmen! je allgemeiner der Eindruck dieser Gründe ist, desto mehrere Nachahmer wird es geben, desto allgemeiner die Mode werden.

Wenn nun aber so viele Gründe und Quellen in der menschlichen Natur für die Mode liegen, warum hat sie nicht von jeher ihre Herrschaft ausgeübet, warum treffen wir in den Schriftstellern der alten Zeiten so wenige Spuren davon an? — Ich will nicht behaupten, daß die alten Schriftsteller diesen Gegenstand vielleicht keiner besondern Aufmerksamkeit

gewürdiget haben, weil er noch keinen so grossen Einfluß auf Staats- und Privatwohl hatte, ich glaube aber, daß die Herrschaft der Mode dortmals wirklich noch nicht so despotisch war. Griechenland, und nachher Rom waren fast die einzigen cultivirten Staaten des dortigen Zeitraumes; die übrigen Völker des Erdbodens waren theils in der Cultur zu weit zurück, theils an Sitten und Religion zu verschieden, um mit ihren Besiegern im Geschmacke zu wetteifern. Die Griechen und Römer selbst aber, so lang ihre Verfassung republikanisch war, hatten nicht Ursache, einer des andern Nachahmer zu seyn; und als ihre Regierung monarchisch wurde, mochten sich zwar die Einwohner der verschiedenen Provinzen in ihrer Lebensart derjenigen nähern, die am Hofe herrschte; weiter aber war zwischen freyen, unabhängigen Völkern wegen der Verschiedenheit und der niedrigen Stufe ihrer Cultur keine Nacheiferung. Zu geschweigen, daß die Verfertigung solcher Waaren, die zum Luxus, und folglich zur Mode gehörten, freyen Leuten noch keinen Unterhalt verschafte, sondern größ-

tentheils nur durch Sklavenhände getrieben wurde.

Es müssen also noch andere Umstände vorhanden seyn, um dem Reiche der Mode seine Ausbreitung zu geben. Unter diese rechne ich einen hohen Grad der Cultur des gesellschaftlichen Lebens, in welchen man bereits über die Befriedigung der natürlichen und ersten Bedürfnisse weit hinaus ist, wo man Witz und Erfindungskraft ungehindert auf das Geschmackvolle, und Schöne anstrengen kann. Friede von aussen und innen, Begünstigung der Wissenschaften, als der vorzüglichsten Werkzeuge die Befriedigungsmittel unsrer Bedürfnisse zu verfeinern, werden meines Erachtens vorzüglich erfodert. Dann wird eine Regierungsart, wo man von Stufe zu Stufe bis zur höchsten Gewalt steigt, also die Monarchie, der Mode vor allen andern Verfassungen günstig seyn, weil da die höheren Klassen immer das Muster für die Untergeordneten seyn werden, und derjenige, der da den Ton angiebt, auf einer so erhabenen Stufe stehet, daß sein Betragen von

vielen gesehen, und nachgeahmt werden kann. So wie sich die Nächsten an seinem Range nach ihm richten, so werden diese von den Niedrigern zum Vorbilde genommen werden, indeß die höhere Klasse, die ihre Gebräuche durch die Nachahmung des gemeinen Volkes ungerne erniedriget sieht, sich durch neue Verfeinerung vom grossen Haufen zu unterscheiden sucht.

In Monarchien glänzt der Adel zu nächst am Throne. Diese Klasse vereiniget alle Erfodernisse, um das Reich der Mode einzuführen. Begierde zu gefallen, vorzüglich demjenigen, von dem Ehrenstellen, Reichthümer und andere Begünstigungen abhangen; das Bestreben, seinen Beyfall sich zu erwerben, fodern Witz und Erfindungskraft auf. Zugleich ist da ein allgemeiner Wettstreit, und wo mehrere nach einem gleichen Ziele streben, muß die Feinheit des Witzes in der Kunst zu gefallen auf das Höchste steigen. Auch setzen die Einkünfte, die der Adel von seinen Gütern ziehet, ohne gleich andern Bürgern, diesen durch ein mühsames Gewerb zu erringen, ihn in Stande, sich alles

anzuschaffen, was die Geschicklichkeit der vortreflichen Künstler anbiethet, und die Laune des heickelsten Geschmackes jedesmal fodert; endlich wird dieses Bestreben zu gefallen, durch keine ernsthaftere den Geist unterdrückende Arbeiten gehindert, sondern vielmehr durch die freyeste Musse befördert. Das schöne Geschlecht, dessen Reitze bey den niedrigern Ständen in der Küche, in der Kinderstube, am Rocken, nur von wenigen gesehen, geschätzt und bewundert werden, glänzt hier mit allen Vorzügen, die ihm eigen sind. Ihr Verstand, ihre Feinheit, ihr Geschmack setzt sie in Stand, das Richteramt in dem Gebiethe der Mode zu versehen, so wie ihre natürliche Begierde zu gefallen, und Liebe zur Veränderung sie zur Erfindung neuer Moden vorzüglich geschickt machen.

Nunmehr ist es begreiflich, wie die Mode ihre Herrschaft so weit erstrecken kann, daß selbst die Wissenschaften unter ihrem Scepter stehen. Nicht nur begünstiget sie in jedem Zeitalter besondere Wissenschaften und Zweige derselben; sondern sie müssen auch oft ihre Form

und ihren Zuschnitt von ihr entlehnen, wenn sie gefallen, wirken, und Eingang finden wollen. Einst war es die Astrologie, und die Kunst, das Zukünftige vorher zu sagen, die sich jeder artige Mann eigen machen mußte, und wodurch man sich selbst beym Frauenzimmer empfahl; zu einer andern Zeit sprach man von nichts als Theologie; zu einer andern, wo man bemüht war, die innländischen Gesetze mit den römischen Subtilitäten in ein System zu bringen, wurde die Welt mit Abhandlungen aller Gattungen von Rechtsgelehrsamkeit überschwemmt; dann wollte man in der Philosophie alles durch die wolfische Methode beweisen; die Mathematik drang allen Wissenschaften ihre Form auf. Der wässerichte Alexandriner beherrschte eine Zeitlang die poetische Welt, bis der philosophirende Witz der Franzosen Freygeisterey, und Atheismus zur Mode machte. Die Alchymie wand ihm das Ruder aus der Hand, und theilte ihre Herrschaft mit dem Hange in geheime Orden zu tretten, bis endlich die Begriffe von Freyheit die französische Revolution entzündeten. Selbst die Medicin kurirte nach

der Mode. Jede Wissenschaft, jede Kunst, Poesie, Musik, Theater hat solche Epochen aufzuweisen. Man erinnere sich z. B. nur an die Epoche der Almanachs, der Balladen ꝛc. der Schauspiele, der Rittergeschichten, der siegwartischen Romane ꝛc. Jeder Schriftsteller muß den Ton seines Zeitalters sich eigen machen und treffen, wenn er gelesen werden will; selbst die Titel der Bücher richten sich nach der Mode und dem herrschenden Geschmacke.

Diese Herrschaft der Mode ist um so mehr zu bewundern, je unbekannter oft der Ursprung ihrer so allgemeinen Verbreitung ist. Vielleicht hat manche Mode ihr Daseyn dem Einfalle einer intriganten Zofe, einer vorgezogenen Buhlerinn zu verdanken; wer weiß nicht, wie vielen Antheil am männlichen Putze die Critiken des schönen Geschlechtes haben?

Aber damit die Mode zu einer so unumschränkten Herrschaft gelangen kann, werden auch alle oben erzählten Umstände erfodert; und vielleicht haben diese bisher in keinem Lande so glücklich zusammen getroffen, als in

Frankreich, wo selbst die zur Fröhlichkeit und Leichtsinn geneigte Gemüthsart der Nation den Fortschritten der Mode günstig war. Frankreich hatte frühzeitig eine große Rolle gespielt, und über die benachbarten Nationen durch seine Politik sowohl, als durch seine Siege eine gewisse Uebermacht gewonnen, die allem, was von Frankreich kam, einen gewissen Vorzug mittheilte, und gleichsam das Siegel der Vollkommenheit aufdrückte. Man besaß Erfindungen, Künste und Wissenschaften; aber den Zuschnitt und die Form holte man aus Frankreich; und der gesellschaftliche Ton, der in Frankreich herrschte, wurde für den besten gehalten, weil ihn die berühmteste und glänzendste Nation ihrer Zeiten angegeben hatte. Die Eitelkeit der Nation fand sich durch diese allgemeine Nachahmung geschmeichelt, sie war unermüdet, neue Gegenstände der Nachahmung für ihre gefälligen Nachbarn zu erfinden, und war um so glücklicher darinn, als der Adel groß, reich, glänzend, und häufig in Städten versammelt ist. Zu dem ermunterte der einmal in Gang gebrachte Absatz der Modewaaren den

Kunstfleiß, und erhub ihn zur Vollkommenheit. Die Zahl der Handwerker, Künstler, Fabriken vermehrte sich, und wie sie sich vermehrten, wetteiferten sie in Geschicklichkeit. Frankreich wurde also die Werkstätte der Mode, und der Mittelpunkt ihrer Herrschaft, die es itzt vielleicht an ein anders Volk abtretten wird, das an Reichthum, Macht und Größe vor den übrigen den Vorgang gewinnt.

Frankreichs Beyspiel zeiget schon, welchen Einfluß die Mode auf das Wohl der Staaten hat, wenn dieser blos nach Reichthum beurtheilet wird. Die Mode ist eine Tochter des Luxus, oder des Bestrebens, sich vor andern durch eine glänzende Lebensart auszuzeichnen. Was man also Gutes von dem Luxus sagen kann, das gilt auch von der Mode, die dem Luxus noch mehr zu statten kömmt, und ihn befördert. Die Bedürfnisse werden vervielfältiget, neue Nahrungswege für Tausende, die ausser diesem keinen Unterhalt finden, eröffnet. Denn ist der Ackerbau einmal zu seiner Vollkommenheit gebracht, so kann er nur nach dem

Verhältniß der Fruchtbarkeit eine bestimmte Anzahl Menschen nähren; was diese übersteigt, verzehret seinen Gewinn. Aber jemehr sich die Bedürfnisse der Menschen vervielfältigen, desto mehrere können durch die Zubereitung derselben ihren Unterhalt gewinnen. Also begünstiget die Mode Handlung, und Bevölkerung, die Quelle der Finanzen, und der politischen Macht und Größe, ohne selbst benachbarten Völkern gefährlich zu seyn, und ihren Nahrungsstand zu vermindern. Denn gesetzt, es gehe um Modewaaren häufig Geld aus dem Lande: so kann doch nie mehr Geld hinausgehen, als der Absatz innländischer Produkte ausmacht. Denn kein Kaufmann wird Waaren hingeben, wofür er keine Bezahlung hoffen kann, und eben so wird auch kein Privatmann, wenn er klug und rechtschaffen ist, Dinge kaufen, deren Werth er nicht entweder sogleich, oder doch nach einiger Zeit zuverläßig erstatten kann. Nun bestehet aber eine ganze Nation aus lauter solchen Privatkäufern, deren grössern Theil man keiner Verschwendung wird beschuldigen kön-

können, sondern in Allgemeinen für klug und hauswirthschäftlich halten muß. Folglich wird eine ganze Nation nie mehr ausländische Waaren abnehmen, als sie vermög ihres Credits, oder ihrer innerlichen Quellen zu bezahlen im Stande ist. *) Ueberdas wenn in einem Lande durch den vermehrten Absatz der Modewaaren die Zahl der Handwerker, Künstler, und Fabrikanten zunimmt, so werden seine eigene Produkte nicht mehr zum Unterhalte so vieler Menschen zureichen: die vermehrte Volksmenge in einem Lande, wo alles sich mit solchen künstlichen Arbeiten beschäftiget, biethet also einen grössern Markt für jenes Land dar, das reich an natürlichen Produkten ist; und so konnte die zunehmende Volksmenge in Frankreich selbst für unser Vaterland wenigstens mittelbar nützlich seyn.

*) Sieh die vortrefliche Schrift von August Hennings, über die wahren Quellen des Nationalwohlstandes, 1785. Seite 146.

Auf das Privatglück der Menschen ist der Einfluß der Mode noch wichtiger. Wie manche verarmte Familie zeiget durch ihr Beyspiel die traurigen Folgen einer zu grossen Nachgiebigkeit gegen die Herrschaft der Mode? zu geschweigen, daß derjenige, der sich ihr ganz wiedmet, nicht nur den Geschmack an reelern Freuden, an häuslichen Pflichten verliert, sondern seinen Kopf mit Nichtswürdigkeiten anfüllt, sein Herz für schönere Vorzüge allmählig gefühllos und nur zum Tummelplatz der Eitelkeit, des Neides, und der Begierde nach Geld, als des vorzüglichsten Mittels macht, den unersättlichen Foderungen der Mode ein Genügen zu leisten.

Diese Betrachtungen machen andere zu Feinden der Mode, und ihr Haß wird oft auch durch Geiz, Eigensinn, Trägheit und Unwissenheit unterstützt. Schon diese Triebfedern geben zu erkennen, daß ihr Haß gegen die Mode übertrieben, und ungerecht ist, indem sie, wie jede Sache auf der Welt, sowohl ihre gute als schlimme Seite hat. Ich habe schon angeführt,

wie sehr die Mode die Bequemlichkeiten des Lebens vermehrt, und erhöhet, wie sehr sie die Begriffe vom Schönen manigfaltig macht und verfeinert, wie vielen Reitz sie in das gesellschaftliche Leben bringt, das Betragen und die Sitten einfacher und den Umgang leichter macht, wie vielen tausend Menschen sie Unterhalt verschaft, und hierdurch Bevölkerung, Handel, und Industrie, die Quellen aller Staatswohlfahrt befördert; wenn sie also auch schädliche Folgen hat, so sind diese vielmehr ihrem Mißbrauche beyzumessen. Der kluge und rechtschaffene Mann wird hinter seinem Zeitalter nicht zurücke bleiben, er wird keinen Sonderling machen, er wird, so weit es seine Vermögensumstände leiden, sich kleiden, seine Tafel und Wohnung anordnen, wie er es bey denjenigen sieht, die im Rufe eines guten Geschmackes stehen, er wird die bequemsten, dauerhaftesten Moden vor andern wählen, und wenn seine Mittel nicht zureichen, wenigstens in seinem Betragen den guten Ton nachzuahmen suchen, und die Gelegenheiten nicht verwerfen, wo er sich diesen eigen machen kann. Denn in Klei-

dern und im Aeusserlichen kann jeder reiche Bürger den Mann von Geschmack leicht übertreffen; aber die Feinheit und Artigkeit der Sitten kann man sich nicht durch Geld verschaffen. Dieser Vorzug bleibt den höhern und gebildetern Klassen eigen; darinnen suchen die Bessern von ihnen, die Menschen aus den untern Klassen zu übertreffen; und daher wird ein Mann vom Geschmack und feinen Sitten, obschon nicht nach dem neuesten Zuschnitte gekleidet, in einer guten Gesellschaft willkommener seyn, als ein nach der letzten Mode ausstaffirter Stutzer, der übrigens leer im Kopf und Herzen ist.

In wie ferne das schöne Geschlecht der Mode huldigen soll, um den Mittelweg zu treffen, kann man ihrer eigenen Beurtheilung überlassen. Das feine Gefühl der Damen, wenn sie zugleich ein edles, für das Glück des Gatten und ihrer Familie gefühlvolles Herz besitzen, überhebt mich der Beantwortung dieser und vieler anderer Fragen: z. B. wo, und in welchen Städten die besten Moden anzutreffen

sind; wie weit man sich auf dem Lande, in kleinen, und grossen Städten nach ihrer Vorschrift und nach welchen Mustern richten soll; wie man dem Despotismus der Mode manchmal ausweichen könne, wenn es Vermögens und andere häusliche Umstände fodern; wie man die alten Moden am wohlfeilsten in die neuen und herrschenden umändern könne?

Diese und ähnliche Fragen schlagen sämmtlich in das Fach einer klugen, rechtschaffenen Hausfrau ein, und ich begnüge mich also damit, nur den vorzüglichsten Gesichtspunkt angezeigt zu haben, aus dem man die Mode betrachten kann. Ich bekenne frey, daß Herr Garve in dem ersten Bande seiner vermischten Abhandlungen mir zu gegenwärtigen Betrachtungen Stoff und Eintheilung gab, und bitte meine verehrungswürdigsten Zuhörer, die vortrefliche Abhandlung, wo ferne sie diesen Gegenstand umständlicher behandelt zu sehen wünschen, mit jener Aufmerksamkeit zu durchlesen, die sie allerdings verdienen, und welche sie mit den reichhaltigsten Aufschlüssen belohnen

wird. Gegenwärtigen Versuch aber bitte ich Sie, meine gnädigen Zuhörer, mit gütiger Nachsicht aufzunehmen, und seine Gebrechen mit der Absicht zu entschuldigen, etwas zu ihrer Unterhaltung beyzutragen.

Von

Von der Barmherzigkeit gegen die unvernünftigen Thiere.

Der Karakter der heutigen aufgeklärten Zeiten ist Verbreitung eines allgemeinen Wohlwollens, Milderung rauher Sitten, Abschaffung wilder Gebräuche, mitleidige Linderung des gemeinschaftlichen Elendes. Und doch ist noch des Jammers so viel auf dieser Erde, werden täglich so viele Thränen vergossen, daß der Anblick solcher traurigen Scenen jedes empfindende Herz mit Wehmuth erfüllt, und daß man in Versuchung geräth, an den Bemühungen edler Menschen, Glückseligkeit zu verbreiten, oder doch an dem Erfolg jener frommen Bemühungen, zu zweifeln.

Ob gleich der Zustand der Menschheit der erste Gegenstand unserer Empfindungen und unsers Strebens nach Verbesserung zu seyn verdient; ob gleich die menschliche Gesellschaft noch

immer unzählige Gegenstände unsers Mitleidens darbiethet, und zur thätigsten Hilfeleistung jedes zärtliche Herz auffodert, so wird doch der Freund der lebendigen Schöpfung auch das Schicksal der unvernünftigen Thiere eines aufmerksamen Blickes würdigen, und die manigfaltigen Qualen, denen auch sie unterworfen sind, nicht übersehen.

Ja, die armen Thiere müssen viel leiden, womit sie die Natur verschont hat; sie sind treue Theilnehmer des menschlichen Elendes geworden, und so wie dieses mit unserer Verfeinerung sich vermehrte, so ist es auch in grösserem Maaße auf die unglücklichen Mitgenossen unserer empfindenden Natur zurück geflossen. Unsere Lüsternheit hat tausend Martern für sie ersonnen; unser Geitz hat sie ins Joch gespannt, und unsre Schwächlichkeit erschöpft ihre ganze Lebenskraft. O wie viele lebendige Wesen bluten täglich für unsern schwächlichen Magen, verschmachten in unserm Dienste, erleichtern noch mit ihrem Ueberreste die schmerzhaften Folgen unsrer verzärtelten Sitten;

Und welche Vortheile geniessen diese unglücklichen Theilnehmer unsrer gesellschaftlichen Verfassung? verschaffen wir ihnen reichlichern Unterhalt, sorgen wir für die Befriedigung ihrer dringendsten Bedürfniße, ich will nicht sagen für den Genuß ihrer Freyheit, und für ihr Vergnügen? Oder welche Vollkommenheiten erlangen sie in unserm Dienste? Wenn sie auch geschickter, und zahmer werden, so werden sie es doch immer nur für uns; sie selbst sind desto elender, und mitleidenswürdiger, je weniger sie sich ihre Peinen durch Vernunft erträglich machen können.

Gewiß, diese armen Geschöpfe wären weit glücklicher, wenn es keine Menschen gäbe, wenn diese sich nicht so verfeinert hätten, daß die Lasten, die der menschliche Körper nicht mehr ertragen kann, auf die noch ungeschwächten Thiere fallen mußten, daß selbst die Erhaltung des menschlichen Geschlechtes die Dienstbarkeit und den Tod untergeordneter Wesen fodert.

Aber die Welt ist für den Menschen da. Der Mensch ist zum Denken, zum Regieren

bestimmt. Vielleicht muß seine Aufklärung, seine Vollkommenheit einmal wieder all das Elend entfernen, welches seine Unvollkommenheit auf der Erde angehäufet hat.

Die vereinigten Kräfte des menschlichen Geschlechtes, der Fortgang seiner Einsicht und Klugheit berechtigen uns, diese glückliche Revolution zu erwarten: Der Hauch der Gottheit, die Liebe, ist in seinem Herzen noch nicht erloschen: das allgemeine Elend, die wachsenden Bedürfnisse haben sie nur zusammen gepreßt; sie wird sich wieder ausdehnen, jedes lebendige Wesen umfassen, und glücklich machen wollen; und dann wäre der Mensch auch wieder für die Welt da.

Eine hieher gehörige Stelle aus Rousseau.

Auf diesem Wege entscheidet sich auch die alte Streitfrage über die Theilnehmung der Thiere an dem natürlichen Gesetze. Es ist klar, daß sie von Einsichten und Freyheit beraubt, dieses Gesetz nicht anzuerkennen vermögen; aber indem sie durch die Fühlbarkeit, womit sie begabt sind, mit unsrer Natur etwas gemein haben, wird man auf die Schlußfolge geleitet, daß sie auch an dem natürlichen Gesetze Theil haben müssen, und daß der Mensch einer gewissen Art von Pflichten gegen sie unterworfen ist. In der That, wenn ich keinem meines Gleichen ein Uebel zufügen soll, so liegt der Grund hievon, wie mich deucht, weniger darinn, weil es ein vernünftiges, als weil es ein empfindendes Wesen ist; eine Eigenschaft, die vermög ihrem gemeinschaftlichen Daseyn im

Thiere und im Menschen, dem einem wenigstens das Recht verschaffen muß, von dem andern nicht unnützer Weise mißhandelt zu werden.

Rousseau in der Vorrede zu der Abhandlung über die Ungleichheit der Menschen.

Noch

Noch etwas über das Schicksal der Thiere.

Zum Leiden gehört der Gedanken, daß für mich in diesem Augenblicke ein besserer Zustand möglich ist: Dieses Gedankens, dieser Vergleichung seines gegenwärtigen Zustandes mit einem bessern Zustande ist das Thier nicht fähig; also kann man auch von ihm nicht sagen, daß es im eigentlichen Sinne leide. — Aber die Erfahrung zeigt, daß sie leiden: ja leiden wir Menschen nicht auch, ob wir gleich wenig dabey denken? Das Leiden verhindert sogar das Denken. Und dann möchte ich auch den Thieren die Fähigkeit zu vergleichen, nicht ganz absprechen.

Warum leidet ein Thier so viel, und dem andern geht es so gut? Warum erliegt das eine unter Schlägen, Hunger und Arbeit, und das andere wird mit Zuckerbrod gefüttert?

Kann ein unendlich gütiges Wesen ein Werk seiner Allmacht ohne Ursache elend verschmachten lassen, da es ihm Empfindung und Leben gab, um glücklich zu seyn, und sich seines Daseyns zu erfreuen? — Und wo liegt diese Ursache? Das Thier ist wohl oft ganz unschuldig, verdienet weder durch seine Unart, noch vermög dem natürlichen Zusammenhange der Handlungen mit ihren Folgen, weder als moralische, noch als physische Strafe sein hartes Schicksal; denn die guten Thiere sind oft so zahm, thun ihr Möglichstes, und doch werden sie ausgeschunden. Die methaphysische Unvollkommenheit ist bey jedem Thiere gleich — entscheidet also bey einzelnen Thieren nichts. Bloß deswegen, weil sie zu unserm Nutzen vorhanden sind, sind sie noch nicht zu den Martern bestimmt, womit wir sie hinrichten. Es fragt sich immer, warum ein Thier elender ist, als das andere? Der Zusammenhang der Dinge kann keine Nothwendigkeit erzeugen, daß gerade dieses Thier das armseligste seyn muß; denn seine Glückseligkeit, wie die Glückseligkeit jedes empfindenden Wesens, gehört auch in jenen Zu-

sammenhang. Wenn ich unglücklich bin, so bin ich es deswegen, weil dieser Zustand unter allen möglichen, für mich noch der Beste ist. Bey zufälligen Dingen ist das Beste die Quelle ihrer Möglich — und Wirklichkeit. Unter diesem Besten ist aber nicht nur das Beste des Ganzen, sondern auch mein eigenes sonderheitliches Bestes begriffen, weil auch ich ein Theil des Ganzen bin. Bey den Menschen nun ist es sichtbar, wie und zu was Ihnen das Unglück nützt, aber wie können Qualen den Zustand des Thieres verbessern, und ihm nützlich seyn, wenn es sich nicht, auch nur der untersten Stufe der Moralität, allmählig nähern könnte, und seine verständigen Kräften zu keiner weiteren Entwicklung bestimmt wären?

Ueber das Weinen der Kinder, eine Stelle aus Rousseaus Emil.

Ich habe schon gesagt, was man thun müsse, wenn ein Kind dieß oder jenes mit Weinen erzwingen will. Ich will nur dieses hinzusetzen, daß sobald es mit Worten erklären kann, was es verlangt, und um es um so eher zu erhalten; oder um eine abschlägige Antwort zu überwinden, seine Bitte mit Weinen begleitet, ihm diese unwiderruflich abgeschlagen werden soll. Ist es das Bedürfniß, daß ihm die Worte eingab, so sollte man es ohne diese kennen, und unverzüglich thun, was es begehrt; aber etwas seinen Thränen verwilligen, heißt es zur Vergiessung derselben aufmuntern; es lernet dadurch auf euern guten Willen ein Mißtrauen setzen, und bestärkt es in der Meynung, daß ein ungestümes Betragen mehr als Wohlwollen über euch vermag. Sobald ihr ihm Anlaß

gebet, euch für bös zu halten, so bald wird es selbst böse werden; in dem Maaße, als es euch für schwach hält, wird sein Eigensinn wachsen; es liegt gewiß viel daran, jedesmal gleich auf das erste Zeichen zu gewähren, was man nicht abschlagen will; man muß nicht zu freygebig mit abschlägigen Antworten seyn, aber sie niemals wieder zurücke nehmen.

Ueber den Unterricht der Kinder, eine Stelle aus Rousseaus Emil.

Ohne in Büchern zu studieren, bleibt jene Gedächtnißkraft, die ein Kind haben kann, darum nicht müssig; alles was es sieht, alles was es hört, macht darauf einen lebhaften Eindruck, und es erinnert sich daran; es hält bey sich ein genaues Register von allen Handlungen, allen Reden der Menschen, und alles, wovon es umgeben wird, ist das Buch, worinn es, ohne daran zu denken, beständig sein Gedächtniß bereichert, in der Erwartung, bis seine Beurtheilungskraft einst Vortheil daraus ziehen kann. In der Auswahl der Gegenstände, in der Sorgfalt, ihm stets diejenigen vorzuhalten, die es erkennen kann, und jene zu entfernen, die es nicht kennen soll, bestehet vorzüglich die Kunst, jene Beurtheilungskraft auszubilden; auf diesem Wege muß man trachten, ihm zu einem Vorrathe von Kenntnissen zu

verhelfen, der zu seiner Erziehung in der frühern Jugend, und zur Leitung seines Betragens in jeder künftigen Epoche seines Lebens gleich brauchbar seyn soll. Es ist wahr, diese Methode bildet keine Wunderkinder, und giebt den Erziehern, und Gouvernanten wenig Gelegenheit zu glänzen; aber sie bildet richtig urtheilende, kraftvolle, an Leib und Seele gesunde Menschen, die ohne als Kinder Bewunderung erregt zu haben, als erwachsen sich Achtung und Ehre verschaffen.

Das

Das Gesetz der Natur.
Eine Stelle aus Rousseau.

Wenn aber auch diese Pflicht, zu halten, wozu man sich verbindlich macht, in dem Herzen des Kindes durch die Größe des daraus entstehenden Guten noch nicht genug Grund gefaßt hätte, so würde doch bald das auflebende innerliche Gefühl ihm diese Pflicht als ein Gesetz seines Gewissens auflegen, das die Natur in sein Herz gepflanzet hat, und zu seiner Entwicklung nur die entsprechenden Kenntniße als Gelegenheiten erwartet. Dieser ursprüngliche Zug ist nicht erst durch menschliche Hände in unser Herz gezeichnet, sondern durch den Urheber aller Gerechtigkeit hineingegraben worden. Nehmet das Urgesetz aller Verträge, und der aus ihm entstehenden Verbindlichkeit hinweg, und alles ist Blendwerk, und eitle Täuschung in der menschlichen Gesellschaft: wer nur des eigenen Vortheils wegen sich an sein Wort bin=

det, ist nicht viel mehr gebunden, als wenn er nichts versprochen hätte, oder aufs höchste ists in diesem Falle mit der Macht, sein Wort zu brechen, so beschaffen, wie mit dem Vorsprunge, den ein Spieler dem andern voraus giebt, und wovon dieser nur darum nicht Gebrauch machen will, um die schicklichste Gelegenheit abzuwarten, sich dessen mit mehrerm Vortheile zu bedienen. Dieser Grundsatz ist von größter Wichtigkeit, und verdient, nach seiner ganzen Tiefe untersucht zu werden. Denn hier ist der Punkt, wo der Mensch beginnt, mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen.

Muthmassungen,
über den Ursprung der Namen, Namensfeste, und Glückwünsche.

Der erste Gebrauch der Sprache, dieser Gabe des Himmels, bestand vielleicht darinn, die Wesen, die uns umgeben, mit besondern, ihren Eigenschaften angemessenen Worten zu bezeichnen.

Je weiter der Mensch in dem Vermögen zu unterscheiden, fortrückte, desto manigfaltiger werden auch die Namen der Dinge geworden seyn.

Erst konnte der Mensch nur die äusserlichen Unterschiede der Dinge, ihre Gestalt, Grösse, Farbe und andere in die Sinne fallenden Eigenschaften bemerken: daher werden die ersten Menschen ihre Kinder, Anverwandten, und Nachbarn nur nach ihrer verschiedenen Gestalt, Grösse, und Farbe, nach dem Ort, wo

sie gebohren worden, nach den verschiedenen Begebenheiten, die sich bey ihrer Geburt ereigneten, durch unterscheidende Worte bezeichnet haben.

Als sich die Menschen auch nach ihren moralischen Eigenschaften unterscheiden lernten, wurden auch diese Unterschiede in ihrer Benennung ausgedrückt. Dido z. B. heißt liebenswürdig; die meisten Namen der Phönicier, und auch der Hebräer, so wie der alten Deutschen drückten moralische Eigenschaften aus. *)

In mancher Familie pflanzte sich durch eine lange Reihe von Jahren der Reichthum, oder durch die Erziehung andere rühmliche Eigenschaften fort: ein Geschlecht zeichnete sich vor dem andern aus, zog die Aufmerksamkeit des Volkes, und des Regenten auf sich. So entstund vielleicht der Adel. Es war also etwas werth, den Namen eines berühmten Vaters, oder Großvaters zu tragen, und so pflanzte sich der Namen dieses Vaters oder

*) Sieh Denis Lesefrüchte.

Großvaters vom Kind auf Kinder, Enkel und Urenkel fort, und es entstunden die Familien- und Geschlechts-Namen.

Allein man mußte doch die Glieder einer Familie von einander unterscheiden können; und so wurden mit dem Geschlechtsnamen besondere Beynamen verbunden: bald ganz willkührlich, bald nach den besonders auszeichnenden Eigenschaften eines Menschen.

Das Christenthum war Anfangs eine Gesellschaft auserlesener Menschen: die Christen hielten sich alle untereinander gleich. Sie mußten sich also durch neue Namen unterscheiden, welche sie bey der Taufe erhielten.

Die ersten Christen machten sich nichts daraus, heidnische Namen zu tragen, z. B. Hektor, Herkules, Julius, und andere solche Namen. Als aber diese christlichen Hektore, Herkules, Julius, in der Kirche selbst große Männer wurden, nahmen die Christen späterer Jahrhunderte die Namen jener christlichen Helden an, theils um ihres Schutzes, und ihrer Vorbitte im Himmel zu geniessen, theils um

durch die Ehre, den Namen eines großen Mannes zu tragen, zur Nachfolge aufgemuntert zu werden.

Es war ein alter Gebrauch bey allen Völkern, das Andenken berühmter Männer, und Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes noch lange nach ihrem Tode zu feyern.

Auch die christliche Kirche nahm diesen Gebrauch an: sie feyerte fast an jedem Tage des Jahres das Gedächtniß eines christlichen Helden, oder sonst eines würdigen Mitgliedes ihrer Gesellschaft.

Die Alten glaubten, daß ihnen bey der Geburt von der gütigen Gottheit ein guter Schutzgeist zugegeben werde: sie bestimmten auch einen besondern Tag im Jahre, um diesem guten Geiste durch Opfer für seinen wohlthätigen Schutz zu danken, und ihn neuerdings um denselben anzuflehen. Es war auch gewöhnlich, daß die Freunde eines Menschen seinen Schutzgeist auf diese Art verehrten, und alles Gute für ihn erbathen: Gesundheit, langes Leben, Zufriedenheit, und andere physische und

moralische Güter. Vorzüglich flehten die Liebenden die Schutzgeister der Geliebten um die Erhaltung ihrer Gesundheit, Treue und Tugend. *)

Als die Kirche das Gedächtniß ihrer Heiligen auf alle Tage des Jahrs austheilte, und den Kalender in Ordnung brachte, so mußte die einfallende Gedächtnißfeyer eines Heiligen denjenigen, der dessen Namen trug, ganz natürlich an den Schutz und die Vorbitte dieses Heiligen erinnern, die er bisher genossen, und der er sich auch in Zukunft zu erfreuen hat.

Gleichwie also die Heiden ihrem Genius opferten, so brachte auch der fromme Christ Dank und Bitten vor den Altar seines Heiligen, und seine Freunde vereinigten ihr Flehen mit seinem Opfer, um alles erdenkliche Gute für ihren Freund zu erbitten.

Man freute sich an solchen festlichen Tagen des Guten, das ein lieber Freund bisher

*) Sieh die Fragmente von den Gedichten der Sulpicia.

genossen: man versicherte ihm, daß er dessen würdig sey, und wünschte, daß ihm sein Namenspatron, und mächtiger Fürsprecher im Himmel wohl tausendmal mehr von Gott erbitten möge.

Auf diese Art ist vielleicht die Gewohnheit eingeführt worden, sich am Namenstage einer wechselseitigen Freundschaft zu versichern, und einander all erdenkliches Gute zu wünschen.

Nur noch diese Bemerkungen: der Namen unsers Heiligen erinnert uns, daß, indem wir Mitglieder der christlichen Gemeinde wurden, wir auf alle äusserlichen Unterscheidungszeichen der Welt Verzicht gethan, und uns allen unsern Brüdern gleichgestellt haben.

Die Ausruffungen: meine Julie, mein Romeo 2c., klingen zärtlicher, als: mein Montecesio, meine Cappellet; vielleicht, weil wir bey dem Zunamen die politischen Verhältnisse vergessen, die den Menschen vom Menschen unterscheiden, und entfernen, und uns mehr in die natürliche Gleichheit versetzen, welche die Vertraulichkeit, und die Liebe begünstiget.

Wir gönnen jedem Menschen gerne, daß er sich an seinem Namenstage ein bischen zu Gute thut; das würde aber nicht geschehen, wenn die Gewohnheit, den Namenstag zu feyern, abgebracht würde: die Freude ungerechnet, mit welcher selbst unvermögliche Personen, Dienstbothen, Bauersleute, Handwerker, Kinder, diesen Tag erwarten, und lange vorher darauf rechnen. Jeder Mensch ist aber einen, oder zween gute Tage im Jahre werth.

Einige Stellen aus Epiktets Handbuche. *)

Züge aus Epiktets Leben.

Epiktet war zu Hierapolis in Phrygien gebohren. Durch welchen Zufall ihn das mißgünstige Schicksal zum Sklaven machte, wie es sein Name selbst anzeigt, ist nicht bekannt; zuverläßig weiß man jedoch, daß sein Herr ein gewisser Epaphrodit gewesen, welcher ein Freygelassener des Nero war, und dessen Bibliothek besorgte. Als ihm sein Herr die Freyheit schenkte, lebte er Anfangs in Rom, und wied-

*) Wird diese Probe einer Uebersetzung gütig aufgenommen, so würde ich mich bestreben, die kostbaren Ueberreste dieser erhabenen Moral ganz deutsch zu liefern, und die schwersten Stellen mit Anmerkungen zu begleiten.

mete sich ganz dem Studium der stoischen Philosophie, zu der er sich nicht nur mit Worten, sondern auch durch die unverbrüchlichste Reinigkeit der Sitten bekannte, indem er von Stolz und Anmassung eben so weit entfernt war, als er die Armuth gelassen ertrug. Als durch das Edikt des Domitians, beyläufig im 94ten Jahre der christlichen Zeitrechnung, die Philosophen aus Rom und Italien vertrieben wurden, entwich er nach Nikopolis in Epyrus. Hier las er jene Abhandlungen, die Arrianus schriftlich aufnahm, und nach seinem Tode bekannt machte. a) Eben dieser Arrianus verfaßte auch seine Lebensgeschichte mit einiger Umständlichkeit, entweder in einem eigenen Werke, oder in jener Sammlung von Abhandlungen,

---

a) Sie bestunden aus 8 Büchern Abhandlungen, und 12 Büchern Unterredungen. Von dem ersten Werke sind noch jene 4 Bücher übrig, die bald unter dem Titel von Arrians Epiktet, bald unter dem seiner Abhandlungen in unsern Händen befindlich sind.

die zu Verlurst gegangen sind. Das Gewicht, das Epiktets Unterricht hatte, war ausserordentlich, und unglaubbar die Verehrung, die seine Schüler für ihn trugen; daher man billig zweifeln darf, ob nur vom Spötter Lucian die Anekdote herrührt, daß Jemand die irrdene Nachtlampe des Epiktet um 3000 Drachmen kaufte. b) Man erzählt von ihm noch andere Züge, obschon aus ungegründeter Quelle geschöpft, z. B. daß er hinkte, weil ihm sein Herr ein Bein entzwey geschlagen, da doch andere glaubwürdiger erzählen, daß er wegen einen Fluß, oder andern Schaden lahm war. Ob er sein Leben über Trajans Zeiten erstreckte, ist gleichfalls unbekannt.

I.

b) Ein halbes Talent, oder beyläufig 485 Thaler unsers Geldes.

I. Hauptstück.

Einige Dinge sind in unsrer Macht, einige nicht. Von jener Gattung sind: die Meynung, die Gemüthsregung, die Begierde, der Abscheu; mit einem Worte alles, was immer das Werk unsrer Seele ist. Nicht in unsrer Macht sind: der Körper, Geld und Gut, die Achtung der Welt, obrigkeitliche Würden; mit einem Worte, alles, was nicht das Werk unsrer Seele ist. Was immer in unsrer Macht ist, dessen Freyheit ist in der Natur gegründet, das kann nicht durch Zwang, oder Hinderniß vereitelt werden. Was aber nicht in unsrer Macht ist, das ist gebrechlich, sklavenartig, dem Zwange unterworfen, und fremdes Eigenthum. Erinnere dich also, daß wenn du Dinge, die nur unter der Herrschaft des Zufalls stehen, für frey und willkührlich; was dir nicht angehört, für dein eigen hältst, du dich mit jedem Schritte in neue Hindernisse verwickelt sehen, in Betrübniß und Verwirrung gerathen, Götter und

Men=

Menschen anklagen wirst. Wenn du aber nur das, was dein ist, für dein, und was dir nicht zugehört, so wie es für dich fremd ist, für fremd hältst, so wird Niemand zu etwas dich nöthigen, von etwas dich abhalten; du wirst Niemanden anklagen, Niemanden beschuldigen, nichts wider Willen thun; du wirst keinen Feind haben, Niemand wird dir Schaden zufügen; denn du wirst nichts, was dir schädlich wäre, erdulden.

Wenn also diese großen Güter das Ziel deiner Wünsche sind, so glaube, daß du dich mit keiner geringen Anstrengung um ihren Besitz bewerben, auf einige Dinge gänzlich Verzicht thun, andere für einige Zeit wenigstens, verschieben müssest. Willst du aber auch diese erlangen, herrschen, reich werden, so möchtest du etwa eben darum nicht zu ihrem Besitz gelangen, weil du zugleich auch nach jenen erstgenannten Vorzügen strebest: diese Vorzüge, durch welche allein Glückseligkeit und Freyheit bewirket wird, wirst du auf diese Art gewiß nicht erreichen.

Bemühe dich nun, wenn sich dir eine unangenehme, empörende Vorstellung aufdringt, sogleich zu dir selbst zu sagen: Es ist nur eine Vorstellung, und keineswegs das, was sie scheint; dann halte es gegen deine gefaßten Grundsätze, vorzüglich gegen die Hauptregel: Ob es von der Gattung der Dinge ist, die in unsrer Macht sind, oder der Dinge, die es nicht sind; und wenn es von letzter Art ist, so sey es dir geläufig, zu denken: Es liegt nicht in meiner Sphäre.

II. Hauptstück.

Bedenke, daß die Begierde dich auffodert, das, was du begehrst, zu erreichen; und der Abscheu, dem zu entweichen, was du verabscheuest. Wer nun das Ziel seiner Begierde nicht erreicht, ist unglücklich; und wer in die Umstände geräth, denen er zu entweichen sucht, ist elend. Wenn du also nur das verabscheuest, was mit der Natur deiner Freyheit streitet, so wird dich kein Anfall treffen, dem du zu entfliehen suchest. Willst du aber von Krankheit,

Tod oder Armuth verschont bleiben, so bereitest du dir selbst die Quelle deines Kummers.

Hebe nun deine Abneigung gegen alle Dinge auf, die nicht in deiner Macht sind, und trage sie auf jene über, welche mit der Natur deiner Willkühr und Freyheit streiten. — Die Begierde laß für itzo gar nicht in dir aufkommen; denn nie kannst du dich eines glücklichen Erfolges freuen, wenn du nach Gütern strebest, die nicht in deiner Macht sind. In wie weit du aber bey Dingen, die in deiner Macht sind, der Begierde nachgeben dörfest, kannst du als Schüler, noch nicht unterscheiden. Nur die stillere Bewegung des Gemüthes für oder gegen eine Sache, erlaube dir; aber auch dieses nur mit Leichtigkeit, mit gelassener Rücksicht auf jedes Hinderniß.

III. Hauptstück.

Bey jedem Gegenstande, der dir Vergnügen, oder Nutzen schaft, oder an den sich dein Herz hängt, bemühe dich, dir selbst zu erklären,

von welcher Beschaffenheit dieser Gegenstand ist, und mache damit bey dem Geringsten den Anfang. Ist dir ein Napf werth, so vergiß nicht, daß das, woran du deine Freude hast, ein Napf ist; so wird es dich nicht betrüben, wenn er zu Trümmern geht. Wenn du dein Kind oder dein Weib küssest, denke, daß die du küssest, Menschen sind; denn so wirst du nicht ausser Fassung kommen, wenn sie sterben.

IIII. Hauptstück.

Bist du Willens, ein Geschäft zu unternehmen, so erwäge bey dir selbst, was damit verbunden ist. Begiebst du dich ins Bad, so denke dir im voraus, was in einem Bade zu geschehen pflegt: Leute, die mit Gewalt heraus und hineindringen, schimpfen, stehlen; und du wirst mit besserm Erfolg an die Sache gehen, wenn du gleich zu dir selbst sagest: Baden will ich, und meinen Willen gleichförmig mit dem Willen der Natur erhalten. Dieß beobachte bey jedem Unternehmen. Kömmt dir dann ein

Hinderniß entzwischen, so wird gleich der Gedanke in dir rege seyn: Auch dieses wollte ich ja, und mein Willen sollte mit dem Willen der Natur stets übereinsstimmend bleiben; er bleibt es aber nicht, wenn ich über das, was sich ereignet, unwillig werde.

V. Hauptstück.

Nicht die Sache selbst, nur das Urtheil von der Sache ist es, was uns erschüttert; so ist der Tod in sich selbst nicht schrecklich; sonst hätte er auch dem Sokrates schrecklich geschienen; sondern die Meynung von dem Tode, daß er schrecklich sey, ist, was uns zittern macht. Fühlen wir also Hindernisse, Unruhe, Betrübniß, so laßt uns die Schuld nicht andern, sondern nur uns, oder vielmehr unsern Meynungen, unsrer Vorstellungsart beymessen. Der Ungebildete findet ausser sich die Ursache seines Mißvergnügens; der Anfänger in sich selbst; der Vollendete weder ausser sich, noch in sich selbst.

VI. Hauptstück.

Erhebe dich keines Vorzuges halber, der dir nicht eigen ist. Wollte ein Pferd stolz thun, und sagen, daß es schön sey, so wäre das noch erträglich. Wenn aber du so eitel wärest, dir darauf etwas einzubilden, daß du ein schönes Pferd hast, so erinnere dich, daß du auf einen Vorzug stolz bist, der nur deinem Pferde eigen ist. Was kannst du also als dein eigen betrachten? Den Gebrauch, die Behandlung deiner Vorstellungen. Du magst also nur stolz seyn, wenn du dich in diesem Gebrauche der Natur unterwirfst; denn nur in diesem Falle erhebst du dich eines Vorzugs wegen, der dein eigen ist.

VII. Hauptstück.

Wenn du eine Reise zur See machest, und um Wasser zu holen, geländet wird, so kannst du wohl im Vorübergehen eine Muschel, oder einen Zwiebel auflesen; deine ganze Aufmerksamkeit aber mußt du auf das Schiff richten, und ohne Unterlaß zurück sehen, ob nicht der Steuermann ruft; und wenn er ruft, mußt

du all jenes im Stiche lassen, damit du nicht, wie ein Schaaf gebunden, in das Schiff geworfen werdest. So ists auch im menschlichen Leben; wird dir statt eines Zwiebels, und einer Muschel, ein Weib, ein Kind zu Theil, so mag dir Niemand den Gebrauch verwehren. Wenn nun aber der Steuermann ruft, so laß alles zurück, und lauf nach dem Schiffe, ohne mehr zurück zu sehen. Bist du so noch über das alt, so entferne dich nicht mehr zu weit von dem Schiffe, damit es dir, wenn du gerufen wirst, nicht an der Kraft gebricht, mit freyem Herzen zurück zu kehren.

VIII. Hauptstück.

Suche nicht, daß alles, was geschieht, nach deinem Willen geschehe; wolle vielmehr, daß alles so geschehe, wie es wirklich geschieht, und du wirst glücklich und zufrieden seyn.

IX. Hauptstück.

Krankheit kann den Körper fesseln, aber das freye Urtheil deiner Seele nicht, wenn sie nicht selbst einstimmet. Eine Lähmung hindert dei-

nen Fuß; aber dein freyes Urtheil nicht. Das sage nun zu dir bey jedem entzwischen kommenden Vorfalle, und du wirst finden, daß er das Hinderniß irgend einer andern Sache, nicht aber der Handlungen deiner Seele ist.

X. Hauptstück.

Bey jedem Vorfalle sey bemüht, mit gesammeltem Gemüthe, zu entdecken, welche Fertigkeit dir zu Gebothe steht, um dich am besten dabey zu benehmen. Siehst du einen schönen Knaben, oder ein liebliches Mädchen, so wirst du finden, daß in diesem Falle Selbstbeherrschung die beste Art deines Betragens sey; wird dir Arbeit aufgelegt, so ist es Gedult; wirst du geschmäht, so ist es Gelassenheit. Hast du dich nun einmal dazu gewöhnt, so wird dich nie der erste Anblick der Dinge hinreißen.

XI. Hauptstück.

Sage nie von einer Sache, daß du sie verlohren, sondern daß du sie zurück gegeben hast. Dein Söhnchen starb; es ward zurück gegeben. Dein

Weib starb; sie ward zurück gegeben. Dein Gut ward dir genommen; so ward auch dieses wieder zurück gestellt. Aber der es dir raubte, war ein Schurke; was kümmert es dich, durch wen es dir der Geber absodert? So lange dir aber der Besitz gegönnt ist, so hänge dein Herz nicht stärker daran, als an eine fremde Sache; als der Gast an die Herberge sich gebunden fühlt.

XII. Hauptstück.

Willst du Vorschritte in der Tugend machen, so verbanne jene ängstliche Gedanken: Wenn ich meine Angelegenheiten vernachläßige, so wird es mir an Unterhalt gebrechen; wenn ich gegen meinen Diener nicht streng bin, so wird er ein Taugenichts werden. Es ist besser, Hungers zu sterben, frey von Traurigkeit und Furcht, als im Ueberfluße zu leben, und stets von Furcht und Leidenschaft umher getrieben zu werden. Es ist besser, daß dein Sklave ein schlechter Mensch, als du aus eigenem Gebrechen elend bist.

Mache bey Kleinigkeiten den Anfang. Dein bischen Oel wird verschüttet: dein Näpf=

chen Wein abgezapft; sprich so gleich zu dir selbst: Dieß ist der Preis, den ich um die Freyheit, die Ruhe meines Herzens bezahle; denn unentgeltlich ist nichts auf der Welt. — Rufst du deinen Diener, so stelle dir vor, daß er es etwa nicht gehört haben könne; wenn er es aber auch hörte, daß er doch nicht thun werde, was du befiehlst. — Aber das wird nicht zu seinem Beßten gereichen; wohl aber zu dem Deinigen, damit es nicht in seiner Gewalt stehe, dich mit dir selbst zu entzweyen.

XIII. Hauptstück.

Willst du Vorschritte in der Tugend machen, so lerne ertragen, daß du wegen der Geringschätzung äusserlicher Güter für thöricht und einfältig gehalten werdest. Suche nicht, von dir die Meynung zu erwecken, daß du etwas wissest; und selbst wenn du einigen ein grosser Mann zu seyn dünkest, so setze du ein Mißtrauen auf dich. Wisse, daß es sehr schwer ist, die Uebereinstimmung seines Willens mit dem Willen der Natur, und den Besitz äusserlicher Güter zugleich zu erhalten. Denn es ist

nicht anders möglich, als daß, indem man sich um eines bekümmert, man das andere bey Seite setzt.

XIV. Hauptstück.

Wünschest du, daß deine Kinder, dein Weib, deine Freunde ewig leben, so verrathest du die Schwäche deines Verstandes; denn du willst, daß Dinge, die nicht in deiner Macht sind, in deiner Willkühr stehen, und fremde Güter dein eigen seyen. Thöricht bist du auch, wenn du verlangst, daß dein Sklav nicht fehle; denn du foderst, daß die menschliche Schwachheit nicht schwach, sondern eine andere Eigenschaft sey. Möglich aber ist, daß, wenn deine Wünsche rege werden, du deines Zweckes nicht verfehlest; vorausgesetzt, daß du dich nur um das bewirbst, was in deinem Vermögen ist. — Der kann frey mit jeder Sache schalten, welcher über alle Gegenstände seiner Wünsche, oder Verabscheuung eine unbeschränkte Macht besitzt, sich jene zu verschaffen, und diese zu entfernen. Wer also immer frey seyn will, der suche, und fliehe vor nichts, was nur in frem=

der Macht stehet; wo nicht, so ist die Sklaverey der Seele unvermeidlich.

XV. Hauptstück.

Denk immer, daß du dich, wie bey einem Gastmahle betragen müssest. Kömmt eine Speise, die herum getragen wird, zu dir, so magst du immer die Hand darnach ausstrecken, und mit Bescheidenheit davon nehmen; geht sie vorüber, so suche sie nicht aufzuhalten; kam sie noch nicht zu dir, so schicke deine Begierde nicht entgegen, sondern warte, bis sie zu dir kömmt. So verhalte dich in Rücksicht auf Weib, Kinder, Aemter, Vermögen, und du wirst dereinst ein würdiger Tischgenosse der Götter seyn. Nimmst du aber von einem Gerüchte, das dir vorgesetzt wird, gar nichts, und achtest nicht darauf, so bist du würdig, nicht nur mit den Göttern zu speisen, sondern auch mit ihnen zu herrschen. Indem Diogenes, Heraklit, und andere ihres Gleichen so sich betrugen, waren und galten sie für gottähnliche Menschen.

XVI. Hauptstück.

Siehst du Jemanden jammern, entweder über den Tod eines Freundes, oder weil sein Kind in die Ferne zieht, oder weil er seine Güter verlohren, so hüte dich, daß dich der erste Anblick nicht hinreiße, als wenn er wahrhaft unglücklich wäre. Bemühe dich vielmehr, sogleich zu unterscheiden, und den Gedanken in Bereitschaft zu halten: daß nicht dieser Vorfall ihn elend mache; denn einen andern macht er es nicht; sondern der Gesichtspunkt, aus dem er jenen Vorfall betrachtet. Unterdessen setze äusserlich die Pflichten der menschenfreundlichen Theilnehmung nicht ganz bey Seite; ja wenn es die Umstände fügen, seufze mit ihm; nur hüte dich, daß du nicht auch innerlich mit ihm seufzest.

XVII. Hauptstück.

Erinnere dich, daß du ein Schauspieler von was immer für einem Stücke bist, welches dein Principal aufführen will. Denke, daß, wenn das Stück kurz ist, auch deine Rolle kurz, und wenn es lang ist, lang seyn müsse; will er,

daß du einen Armen spielest, so spiele ihn, so künstlich als es dir möglich ist; so auch wenn du einen Lahmen, eine Obrigkeit, oder einen Privatmann vorstellen sollst. Dir liegt nur ob, die dir zugetheilte Rolle gut zu spielen; einem andern, sie für dich auszuwählen.

XVIII. Hauptstück.

Krächzet der Rabe dir ein Unglück zu, so laß dich nicht vom Spiele der Einbildungskraft hinreißen, sondern unterscheide sogleich bey dir selbst, und sage: dieß Unglückszeichen geht nicht mich, sondern meinen hinfälligen Körper, mein bischen Haab und Gut, mein bischen Ehre bey der Welt, meine Kinder, oder mein Weib an: mir weißsaget jede Erscheinung, wenn ich selbst will, nur Glück. Was auch immer geschieht, so ist es in meiner Macht, Vortheil daraus zu ziehen.

XIX. Hauptstück.

Du kannst unüberwindlich seyn, wenn du dich in keinen Kampf einlassest, wo der Sieg nicht in deinen Kräften stehet. Bestrebe dich

also, wenn du Jemanden siehst, dem Ehre, Macht, oder Glück vorzüglich günstig sind, dich nicht von deiner Vorstellung hinreißen zu lassen, und jenen glücklich zu preisen. Wenn die Wesenheit des Guten unter die Dinge gehört, die in unsrer Macht sind, so hat weder Neid, noch Eifersucht statt; und du wirst weder Feldherr, noch Rathsglied, noch Consul zu seyn wünschen: Freyheit wird dir allein genügen; der einzige Weg aber hierzu ist die Geringschätzung alles dessen, was nicht in unsrer Macht ist.

XX. Hauptstück.

Denke, daß nicht derjenige, der dich schmäht, oder schlägt, dich beleidige, sondern deine Meynung von solchen Menschen, als wären sie es, die dich beleidigen. Wisse also, wenn Jemand dich zur Empfindlichkeit reitzet, daß dein schon vorgefaßtes Urtheil dich reitzet. Trachte daher gleich anfangs, daß das Spiel deiner Einbil-

dungskraft dich nicht hinreiße. Hast du nur einmal Zeit, und Besinnung gewonnen, so wirst du leicht deiner mächtig seyn.

Anhang

zu den vorhergehenden Stellen aus Epiktets Handbuch.

Anmerkung.

Vielleicht dürfte es nicht überflüssig seyn, aus Epiktets vermischten moralischen Grundsätzen diejenigen auszuheben, die den übrigen zur Grundlage dienen, und die herrschenden in dem Moralsysteme des edlen Mannes sind. Da ich mir aber nicht die Fähigkeit zutraue, sie nach diesem Range zu ordnen, und ihnen dadurch mehr Licht, und Ueberzeugung, und die Kraft der systematischen Form zu geben, so werden doch wenigstens einige zufällige Gedanken über Epik-

tets Moral hier noch ein Plätz-
chen verdienen.

Alle Menschen wollen glücklich seyn; sie streben rastlos nach jenen Gütern, die ihnen in dieser Gestalt erscheinen. Die Natur hat sie mit manigfaltigen Trieben versehen, deren Befriedigung ihnen das Ziel ihres Daseyns zu seyn däucht. Aber diese Triebe sind unersättlich; und die gesellschaftlichen Verhältnisse machen so manche Gegenstände ihrer Wünsche für sie unerreichbar. Wenn die Gesellschaft diese fruchtlosen Triebe in uns entwickelt, so hat der gute Rousseau Recht, die Gesellschaft als die Quelle unsers Unglücks zu betrachten; denn die Wesenheit des Unglücks besteht in dem getäuschten Bestreben nach einem Gute.

Wenn wir also die Bestimmung des Menschen, glücklich zu seyn und zu werden, und zugleich seine Bestimmung, in Gesellschaft zu leben, nicht läugnen können; wenn alle Men-

schen gleiche Ansprüche auf Glückseligkeit zugleich mit ihrem Daseyn von der Natur erhalten haben, so muß es noch einen andern Weg zur Glückseligkeit, und Vervollkommung aller Eigenschaften geben, welche die Gesellschaft in dem Menschen entwickelt.

Den Weg zum wahren Glücke zu finden und zu zeigen, war von jeher die Bemühung der weisesten und besten Menschen. Aber nicht alle waren in ihrer Untersuchung glücklich, sondern manche haben die Widersprüche, in welche Pflicht und Stimme der Natur den Menschen versetzen, oft nur vervielfältiget.

Viele haben geglaubt, alle Gegenstände unsrer Wünsche seyen gleich gut, und verdienten unsre Anstrengung, wenn nur diese Anstrengung für uns selbst und andere nicht schädlich wäre. Aber wie viele Güter werden schon unter dieser Einschränkung für uns unerreichbar! — Viele glaubten unsre Triebe zu vermindern, wenn sie manche Gegenstände aus der Reihe wahrer Güter verbannten. Allein ihnen widersprach die laute Stimme der Natur

und unsrer Bedürfnisse. Einige giengen so weit, von dem schwachen Sterblichen zu fodern, daß er das anerkannte Uebel für gut, und das Gute für böse halten sollte.

Wo ist nun die Wahrheit? wo die Mittelstrasse, und der Ruhepunkt für das rastlose Streben des menschlichen Herzens?

Ruhe, Eintracht, und Frieden, Harmonie der Kräfte, und des Genusses, nach welchem sie streben, Einklang der Empfindung und der Pflicht, ihr einzigen Momente unsrer Thätigkeit und Glückseligkeit, wo seyd ihr zu finden? Ihr Weise, Führer der Menschheit, zeiget uns den Weg zu diesem Ziele, und dankbar werden wir vor euch niederstürzen, und den gefundenen Anker der Hoffnung ergreifen!

Dort und da einzelne Bruchstücke menschlicher Weisheit! Systeme der Moral, wo entweder die Vernunft auf die lauten Foderungen des Herzens nicht achtete, oder der herrschende Ton der Zeiten die Vernunft bestach!

Ich nahm zu den Schriften des Alterthums meine Zuflucht, weil da die menschlichen Verhältnisse noch nicht so verwickelt waren, und das Einfache der politischen Verhältnisse die Wahrheit noch nicht so sehr verdunkelte; wo der Verdammungsgeist neuer Religionen die Vernunft noch nicht so schüchtern machte, oder mit fremdartigen Ideen vermischte.

Ich suchte gegen die Macht des Unglücks Trost und Stärke in den Lehren des tugendhaften Epiktets. Sey es nun, daß seine Lage, sein Ton, und die Farbe seines Geistes mit meinen Foderungen übereinstimmte, oder daß das wohlthätige Licht seiner Grundsätze mich übermächtigte, ich fand in ihnen viele Wahrheit, viele Beruhigung und Stärke.

Das Schauspiel der Natur erneuert sich mit jedem Tage; in der physischen, wie in der moralischen Welt. Täglich erhebt sich die Sonne über unsern Gesichtskreis, täglich sinkt sie in den Ocean nieder. Täglich geschehen tausend edle und schlechte Thaten, täglich ißt, spielt, arbeitet, und schläft der Mensch, und

es gab einige, die des täglichen Einerleys müde, sich nach dem Tode sehnten. Und doch erscheint diese ewige, unveränderliche Natur nicht allen empfindenden Wesen in derselbigen Gestalt. Was jenen mit Freude erfüllt, erwecket bey diesem unendliche Qualen. Warum? weil alle empfindenden Wesen nicht gleich gestimmt sind, weil sie die Natur mit verändertem Gesichtspunkte betrachten.

Wer giebt diesen Gesichtspunkt an, wenn es nicht die Seele, der Geist des Menschen ist? Glück oder Unglück, Freude oder Betrübniß ist also mehr die Modification unsers Geistes, als die der Empfindung, die wenn sie mit der unveränderlichen Natur harmoniren sollte, eben so gleich, und unveränderlich seyn müßte. Und wenn auch die Empfindung zum Theile von der Einwirkung äusserlicher Umstände abhängt, so kann doch nicht geläugnet werden, daß der Geist, das Herz selbst viel über sich vermag. Wenn es also darauf ankömmt, für unsre Ruhe, und Glückseligkeit zu sorgen, und zu arbeiten, warum wollen wir lieber die Hände

da anlegen, wo es vergebens ist, als da wo wir doch einigermaaßen auf den erwünschten Erfolg rechnen können? Warum wollen wir lieber die unbezwingliche, und weit über uns erhabene Natur nach unsern Wünschen, als unsre Wünsche nach ihrem Willen ordnen? Ist ein System, welches uns einen wahrscheinlichen Weg zur Erreichung unsrer Wünsche zeigt, nicht einem andern vorzuziehen, welches zwar dem Glücklichen schmeichelt, aber, wenn das Glück ihm den Rücken kehret, ihn trostlos läßt?

Ja, in uns, in unserm Herzen wohnt der Himmel oder die Hölle, und ich glaube, wenn Nero, und alle Bösewichter seines Gleichen in den dritten Himmel versetzt würden, daß sie darum nicht glücklicher wären. Ich glaube, Horaz hatte Recht, wenn er sagt, daß die Sorge, und die Gewissenspein den Flüchtigen über Land und Meere verfolgt.

Aber wie wird der Himmel im Herzen erschaffen? wie jenes Gleichgewicht der Empfindungen erzeugt, welches die Grundlage einer

himmlischen Ruhe, des ungetrübtesten Friedens ist?

Glücklich ist nur derjenige, welcher kann, was er will. Die Natur ist gut, ihre Kräfte müssen sich nur auf die besten Zwecke beziehen; und ihre ungehinderte Wirksamkeit kann das wahre Glück nicht verfehlen.

Also freye Wirksamkeit unsrer edelsten Kräfte ist der sicherste Weg zum Glücke, die Glückseligkeit selbst, wofern Genuß unsre Glückseligkeit ausmacht, und wir um glücklich zu seyn, nichts anders bedürfen, als ungehindert und frey unsre Kräfte wirken zu lassen.

Freyheit, du erstes aller Güter! alle Wesen ringen nach dir, alle Völker suchen dich mit ihrem Blute zu erkämpfen — und doch sind alle ihre Anstrengungen vergebens, und einige wenige reißen die Früchte dieser Kämpfe unbarmherzig an sich.

Soll der Trieb nach Glückseligkeit nicht die grausamste Täuschung seyn, sollen alle empfindenden Wesen, alle Menschen gleiche An=

sprüche auf Glückseligkeit haben, so muß auch die erste aller Bedingungen zur Glückseligkeit, die Freyheit erreichbar seyn. — Alle Menschen, so wie sie in ihren Ansprüchen und Rechten gleich sind, müssen auch frey seyn können.

In der bürgerlichen Gesellschaft werden sie es vielleicht nie werden. Der Eigennutz und die Herrschsucht werden sie vielleicht ewig um die Früchte ihrer Anstrengungen betrügen. Aber ob sie nicht wenigstens in sich selbst, in ihrem Herzen frey seyn können, das ist die Frage, die der edle Epiktet bejahet — er, der als Sklave gewiß die dringendste Auffoderung hatte, das Glück, welches ihm seine Lage und sein Stand versagte, auf einem andern und glücklichern Wege aufzusuchen.

Frey ist derjenige, sagt er, welcher kann was er will, und hiermit ist auch der Weg zum einzig möglichen Glücke gefunden. Aber wie kann der Mensch erreichen, was er will?

Wären die Kräfte des Menschen so unermeßlich, wie die der Natur, so müßte sich alles nach seinem Willen beugen. Auch haben

daher einige Philosophen gesagt, der Mensch müsse seine Kräfte, seine Macht, so viel nur möglich, verstärken und erweitern. Aber sie bedachten nicht, daß der Willen, und die Begierden keine Gränzen haben, daß es also noch immer Wünsche geben wird, die auch die unbeschränkteste menschliche Macht nicht erfüllen kann. Oder wer wird nicht wünschen, des Todes entübriget zu seyn? Also wird dem Menschen auch am Ziele seiner erreichten unermeßlichen Wünsche doch immer noch eine Post übrig bleiben, die nicht berichtiget werden kann, und die nicht verfehlen wird, ihn mit Mißvergnügen an seine Beschränktheit zu erinnern.

Ist es also nicht weiser, gleich anfangs seinen Wünschen und Begierden ein Ziel zu stecken? Und wie kann dieses Ziel richtiger bestimmt werden, als nach dem Willen der Natur?

Was will die Natur? Unbedingten Gehorsam gegen ihre Gesetze.

Fata volentem ducunt, nolentem trahunt.

Sie ist es, die deinen endlichen Tod, den Verlurst desjenigen, was dir am theuersten ist, Arbeiten und Lasten, denen du dich ungerne unterziehest, ewige Entbehrung und Verzicht befiehlt, die dir nichts, als das freye Urtheil über die Ereignisse des menschlichen Lebens übrig läßt; nur über dieses kann sie nicht gebiethen, und deine Vernunft, dein Herz ist das Einzige, an dem die Pfeile ihrer Macht stumpf werden, und kraftlos niedersinken.

Dein Reich ist nicht von dieser Welt, es ist in deinem Innern, in den Gränzen deines Geistes allein. Hier bist du König und Souverain, frey und unabhängig, und selbst der Tod vermag nichts gegen dieses Reich; könnte er es auch vernichten, so kann er doch, so lange es existirt, keinen Gehorsam, keinen Tribut erzwingen.

Verzeichniß.

Prosaischer Versuche.

Ueber den Stifter der christlichen Religion. S. 117.

Ueber den Tod, zur Selbstberuhigung. S. 121.

Von den Vorzügen des männlichen Alters. S. 132.

Ueber die Selbsterkenntniß. S. 149.

Selbstprüfung, ein Anhang. S. 169.

Ueber den Umgang mit sich selbst. S. 172.

Ueber die Mode. S. 193.

Von der Barmherzigkeit gegen die unvernünftigen Thiere. S. 215.

Eine hieher gehörige Stelle aus Rousseau. S. 219.

Noch etwas über das Schicksal der Thiere. S. 221.

Ueber das Weinen der Kinder. S. 224.

Ueber den Unterricht der Kinder. S. 226.

Das Gesetz der Natur. S. 228.

Muthmassungen über den Ursprung der Namen, Namensfeste, und Glückwünsche. S. 230.

Einige Stellen aus Epiktet. S. 237.

Anhang zu den vorhergehenden Stellen. S. 257.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pelkhoven, Johann Nepomuk von

Versuche in Dichtkunst und Prose

Straubing 1818

P.o.germ. 1051 r
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10116080-1